

KURTBÖHNER

DAS RÖMISCH-GERMANISCHE ZENTRALMUSEUM—
EINE VATERLÄNDISCHE UND GELEHRTE
GRÜNDUNG DES 19. JAHRHUNDERTS*

„Die schwarz-rot-goldene Zeit war vorbeigerauscht, das Traumbild des unter einem Kaiser geeinten Deutschland verweht, aber in Hunderttausenden von Herzen brannte noch die Flamme reiner Vaterlandsliebe und war noch der Drang nach Vereinigung der deutschen Stämme lebendig. In den breiten Schichten des Volkes trat dies in dem Erstehen der zahllosen, später oft bespöttelten Schützen-, Sänger- und Turnvereine in Erscheinung; in den Kreisen der Gebildeten und der vaterländischen Geschichte zugewandten Gelehrten waren die historischen und Altertumsvereine die Träger der politischen Ideale. Der Trieb zur Verbrüderung und politischen Einheit fand bei fast allen festlichen Zusammenkünften stürmischen Ausdruck und veranlaßte die wissenschaftlichen Gesellschaften, den Gedanken in einer Tat zu verkörpern. Als weithin sichtbares Zeichen der geistigen Gemeinschaft aller Deutschen wurde im Jahre 1852 das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg und das Römisch-Germanische Central-Museum in Mainz von dem Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gegründet.“

Mit diesen Worten hat Ludwig Lindenschmit der Jüngere, der Sohn unseres „Ahnherrn“, die allgemeine Stimmung nach 1848 beschrieben, aus der heraus vor 125 Jahren die beiden Museen in Nürnberg und Mainz gegründet wurden¹⁾. Der in dem nationalen Aufschwung nach den Befreiungskriegen entstandene „schwarz-rot-goldene Traum“ zielte auf ein einiges deutsches Vaterland, in dem die Grenzen der Einzelstaaten gefallen waren, eine konstitutionelle Verfassung bestand und eine von keiner Zensur beschränkte persönliche Freiheit herrschte. Jacob Grimm hat dieses Ideal 1848 in der Paulskirche in seinem Vorschlag zu §1 einer künftigen Verfassung so formuliert: „Alle Deutschen sind frei und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft!“

Die „altdeutsche Freiheit“

Das politische Selbstbewußtsein, das in diesen Worten zum Ausdruck kommt, berief sich immer wieder auf die „altdeutsche Freiheit“ der in ihrer Sittenreinheit und Tapferkeit

*) Erweiterte Fassung des zum 125-jährigen Jubiläums des RGZM gehaltenen Festvortrages.

1) L. Lindenschmit, *Erinnerungen als Randverzierungen zum Characterbild Ludwig Lindenschmits*

und zur Geschichte seines Lebenswerkes. Festschrift zur Feier des fünfundsiebzigjährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Central-Museums zu Mainz (1927) 9f.

verklärten germanischen Vorfahren. Wie sehr dieses Ideal die Zeit bewegte, zeigt sich etwa daran, daß die „germanische Freiheit“ für das christliche Sozialprogramm des Mainzer Bischofs Ketteler²⁾ ebenso eine entscheidende Rolle spielte, wie das „naturwüchsige Gemeineigentum“ und die „alte Markgenossenschaft“ der germanischen Stämme für das Geschichtsbild des jungen Karl Marx³⁾. Natürlich mußten diese idealen Freiheitsbestrebungen in harten Gegensatz zu der Politik der deutschen Einzelstaaten geraten, die die Festigung und Bewahrung der auf dem Wiener Kongreß festgelegten politischen Grenzen und Lebensformen zum Ziel hatte. Der Historiker Johann Friedrich Böhmer aus Frankfurt drückte damals die Empfindung eines großen Teiles der Jugend aus, wenn er berichtet, der Haß auf Napoleon habe sich nach dem Wiener Kongreß in die Verachtung des kleinstaatlichen Egoismus verwandelt, der nun gleichfalls allen Aufschwung des deutschen Geistes niederhielt⁴⁾. In dieser Zeit, die in Deutschland von dem Gegensatz einer oft engstirnigen Kleinstaaterei und den utopischen Träumen einer aufgeweckten Jugend bestimmt wurde, waren die Männer jung, die vor 125 Jahren die Museen in Nürnberg und Mainz gegründet haben. Viele von ihnen – auch Hans Freiherr von und zu Aufsess und Ludwig Lindenschmit – waren Mitglieder der „Deutschen Burschenschaft“ und hatten in ihrer Jugend als Ausdruck ihrer patriotischen Gesinnung „altdeutsche Tracht“ getragen. In der Erinnerung an jene Zeit schrieb Gerhard v. Kügelgen: „Es war allerdings ein wunderlicher Geist, der damals in den Köpfen der jungen Leute spukte . . . Ebenso wie vordem auf der Schule schwärmte ich auch jetzt noch für Rückbildung des Vaterlandes zu seiner Vorzeit, namentlich zu den traditionellen Tugenden der Ehrlichkeit und Treue, des Glaubens, der Tapferkeit und Keuschheit, und da ich diese Eigenschaften an denen zu erkennen glaubte, die sich altdeutsch trugen, so legte auch ich solche Tracht an, um meine Tugend zu bekennen und Gleichgesinnten kenntlicher zu sein. Der nüchterne Rosa [sein Freund] sagte zwar: wenn er auch zugeben müsse, daß wir mit unseren langen Haaren und kahlen Hälsen wirkliche Altdeutsche und Erzväter aus grauer Vorzeit seien, so sei es ihm doch unbekannt, daß solche nie getrogen und gelogen hätten, daher er nicht begriffe, wo wir das ungemaine Zutrauen zu unseren Rücken hernähmen. Ich nahm es ihm nicht übel . . . und fuhr fort, vor seinen und aller Leute Augen ganz unbefangen in der lächerlichsten Maskerade umherzulaufen. Ein phantastisches Sammetbarett auf lang abwallendem Haar, eine kurze, schwarze Schaupe mit breit darüber gelegtem Hemdkragen, und an einer eisernen Kette zwar kein Schwert, doch einen Dolch, dessen Ebenholzgriff auf silbernem Totenkopfe saß – das war mein Aufzug.“⁵⁾ Nachdem dieser Freiheitsrausch 1819 dazu geführt hatte, daß der Theologiestudent Karl Sand den Schriftsteller Kotzebue ermordete, „fand sich in allen Sälen der

2) E. Iserloh, *Wilhelm Emmanuel von Ketteler und die Freiheit der Kirche und in der Kirche. Akad. Wiss. u. Lit. Mainz* 7 (1978).

3) H. Cunow, *Die Marx'sche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie* 2 (1921) 91f. – W.

Bienert, *Der überholte Marx* ³(1975) 167f.

4) F. Schnabel, *Der Ursprung der vaterländischen Studien. Bl. dt. Landesgesch.* 88, 1951, 15.

5) W. v. Kügelgen, *Jugenderinnerungen eines alten Mannes 1802 bis 1820* (1924) 288.

Akademie ein Königlich Befehl ein, die langen Haare, deutschen Röcke und Waffen abzulegen... Friseur und Schneider vollbrachten schnell an mir das Werk einer äußerlichen, mir recht verhaßten Bekehrung“ fährt Kügelgen fort. „Geschoren und im Philisterkleide heimelte ich zwar nun meine gute Mutter wieder an, wagte mich aber kaum noch vor die Haustüre hinaus.“⁶⁾

Die „Rückbildung des Vaterlandes zu seiner Vorzeit“

Dem Bekenntnis zu dem schwarz-rot-goldenen Traum der Freiheit dienten auch die vaterländischen Feste, die – wie das Wartburgfest von 1817 und das Hambacher Fest von 1832 – bewußt an Orten stattfanden, die für die vaterländische Vergangenheit von Bedeutung waren⁷⁾. Die „Rückbildung des Vaterlandes zu seiner Vorzeit“ fand endlich einen lebhaften Ausdruck in geplanten und wirklich gebauten Nationaldenkmälern, von denen das Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald wohl das bekannteste ist⁸⁾. Bereits Klopstock hatte 1783 den Landgrafen von Hessen-Homburg in seinem Plan bestärkt, Hermann im Teutoburger Wald eine Denkmalsäule zu errichten, was jedoch nicht zur Ausführung kam. 1818 hatte Carl Follen⁹⁾, gewiß kein großer Poet, aber ein leidenschaftlicher Burschenschaftler, gedichtet:

⁶⁾ v. Kügelgen *a.a.O.* (Anm. 5) 290. — Von der „Altdeutschen Tracht“ berichtet der schwedische Dichter P. D. Atterbom, daß sie von der deutschen Jugend „sehr geliebt“ wurde, „von der Regierung jedoch mit Unwillen angesehen und für eine Art Ordenszeichen des übertriebenen Deutschtums gehalten . . . Findet man bei einem schönen Jünglinge — wie mir dies oft widerfuhr — nicht bloß den für den Wuchs so vorteilhaft ausgeschnittenen und mit-unsichtbaren Haken zusammengehaltenen schwarzen Leibrock, die Halbstiefel, den nackten Hals, den herabfallenden zierlichen Spitzenkragen, die um die Schultern wallenden langen Locken und auf dem Kopfe das trotzige Samtbarett, sondern auch eine Denkart sowie Neigungen und Handlungen, die unverkennbar einen Stammesgenossen des Franz von Sickingen und des Wolfram von Eschenbach verraten, dann wahrlich überläßt man sich mit voller Freude dem Eindruck dieses verkörperten romantischen Traumbildes und vergißt auf einen Augenblick die geräuschvolle alltägliche Verschwommenheit,

die jetzt herrscht und auf nichts weniger als auf ein völliges Durcheinanderrühren aller geistigen Bestandteile des Menschenlebens zu einem ungesalzenen und ungenießbaren Brei hinausgeht.“ (*Reisebilder aus dem romantischen Deutschland* [1867; Neuauflage 1970] 26ff.).

⁷⁾ W. Hansen, *Nationaldenkmäler und Nationalfeste im 19. Jahrhundert* (1976).

⁸⁾ H. Schrade, *Das deutsche Nationaldenkmal* (1934). — Th. Nipperdey, *Nationalidee und Nationaldenkmal in Deutschland. Hist. Zeitschr.* 206, 1968, 529ff. — L. Kerssen, *Das Interesse am Mittelalter im Deutschen Nationaldenkmal* (1975). — G. Engelbert (Hrsg.), *Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875–1975* (1975). — Hansen *a.a.O.* (Anm. 7).

⁹⁾ Engelbert *a.a.O.* (Anm. 8) 14. — Zu Carl Follen: K. Reimann, *Karl Follen*. In: H. J. Beyer u. O. Lohr (Hrsg.), *Große Deutsche im Ausland* (1939) 101ff. — H. Haupt, *Karl Follen*. In: H. Haupt u. P. Wentzke (Hrsg.), *Hundert Jahre Deutscher Burschenschaft* (1921) 25ff.

„ Der alte Hermann regt sich wild,
 der Freiheitsgott im Eichengrab,
 und hoch vom Himmel winket mild
 der uns der Seelen Freiheit gab.
 Am Bundesbanner wonnevoll
 Kreuz, Schwert und Eiche glühn,
 auf Teutoburger Rütli soll
 ein Eden uns erblühn.“

Daß auch die Brüder Lindenschmit von der Hermanns-Begeisterung ihrer Zeit ergriffen waren, zeigt ein Bild Wilhelms ‚Arminius mit seinem Jagdgesolge‘ (Taf. 1,1). Die zu fast mädchenhafter Zartheit idealisierten Jagdgenossen lauschen der – vermutlich gegen Rom gerichteten – leidenschaftlichen Rede eines älteren Cheruskers mit Suebenknoten. Waffen und Schmuck scheinen Phantasiegebilde zu sein, denen noch keine realen Funde als Vorbild dienen.

Nachdem die im ganzen Vaterland gegründeten Hermanns-Vereine genügend Mittel aufgebracht hatten, wurde 1838 der Grund des Denkmals gelegt. Auf dem Entwurf Ernst von Bandels steht der mit der Linken auf den Schild gestützte Arminius auf ‚cyclopischem Felswerck‘ über römischen Fasces, während die Rechte drohend das Schwert erhebt. So germanisch Bandel sein Denkmal erschien, so tief steht es doch in klassizistischen Traditionen, nicht nur durch die Kontrapoststellung des Helden, sondern mehr noch durch den Unterbau, der trotz des gotisierenden Ornaments auf die Form des antiken Rundtempels zurückgeht, welcher in den Englischen Gärten der Zeit als *Monopteros* fortlebte. So erging es dem Hermannsdenkmal nicht viel anders als der im Jahre 1841 von Ludwig I. von Bayern erbauten Walhalla bei Regensburg, die den germanischen Heldenhimmel – trotz der heftigen Proteste einiger Zeitgenossen – in Form eines griechischen Tempels darstellt. Die Figur des Teutoburger Hermann selbst ist allerdings vom Helm bis zum Schwert, vom Schild bis zum Gurt Phantasie. Als Schinkel und Rauch als Gegenvorschlag zu der allzu pathetischen Schwerthaltung Hermanns einen Entwurf mit gesenktem Schwert einreichten, urteilte der gekränkte Meister: „Ein Essenkehrer auf Teuts Schornstein“.¹⁰⁾ So sehr das Denkmal die Einheit der deutschen Fürsten und Volksstämme darstellen und Armins Sieg über die Römer sich auf die Völkerschlacht bei Leipzig beziehen sollte, so war es doch nicht nationalistisch gemeint. Beim Abschluß des Sockelbaues 1841 sagte der Festredner: „Auch die übrigen Völker der Erde wurden frei durch den Teutoburger Sieg, der das Weltreich und seine Tyrannei stürzte und der zum ersten Male lehrte, daß auch das Volk dem Volke gegenüber Rechte hat. Völker und Völker sehen wir seitdem im freien friedlichen Verkehr miteinander . . .“¹¹⁾ In diesem

¹⁰⁾ Hansen *a.a.O.* (Anm. 7) 10.

¹¹⁾ Engelbert *a.a.O.* (Anm. 8) 19.

Sinne haben auch der König von Holland und der Prinzgemahl von England ebenso wie der Kaiser von Österreich und das griechische Volk für das Denkmal gestiftet.

Wie populär der Gedanke des Nationaldenkmals im Teutoburger Wald war, zeigt sein Widerhall in der Dichtung. In der 1841 erschienenen „Lokalposse in sechs Bildern in der Mundart der Darmstädter“, dem ‚Datterich‘ von Ernst-Elias Niebergall, stellt der Held an seine Darmstädter Mitbürger die Frage: „Hawwe–Se aach ebbes for des Hermannsmonement unnerschriwwe?“, was bei seinen Gesprächspartnern zu waghalsigen Verwechslungen des Hermannsdenkmals mit dem Blücher-, Gutenberg- und Schöffersdenkmal führt. Angesichts der Verdrossenheit und des Geizes seiner Genossen seufzt Datterich „Sie sinn mer scheene Padriote“. 1844 dichtete Heine in „Deutschland. Ein Wintermärchen“:

„Das ist der Teutoburger Wald,
Den Tacitus beschrieben,
Das ist der klassische Morast,
Wo Varus stecken geblieben.
...
O Hermann, dir verdanken wir das!
Drum wird dir, wie sich gebühret,
Zu Detmold ein Monument gesetzt;
Hab’ selber subskribieret.“

(Doch war Heine – wie neuere Forschungen ergeben – zwar Mitglied des Kölner Dombauvereins, hatte aber für das Hermannsdenkmal so wenig subskribieret wie seine Darmstädter Zeitgenossen¹²).

So riefen die hohen Wogen vaterländischer Begeisterung auch Spott und Satire hervor¹³). A. Kornfegers 1839 erschienene Satire ‚Die Hermannsfeier. Programm nach einer Zeichnung des Magister Schalk‘ berichtet: „In neuester Zeit nehmen die Denkmäler rasend überhand, und die Nation macht sich’s zur angelentlichen Sache, dem Gutenberg, Schiller, Mozart, Hermann dem Cherusker und dem Herrn Spitalarzt von Haberl in München eines zu setzen... Da aber Thorvaldsen, Rauch, Stigmaier, Schwanthaler und der junge Haustausendteufel (auch ein braver Steinmetz in Bamberg) nicht vom Patriotismus allein zehren können... , so besteht glücklicherweise schon seit vielen hundert Jahren eine deutsche Denkmal-Versicherungsgesellschaft und Sparanstalt, welche den berühmten Männern die Renumeration für Nationalruhm und die Gage

¹²) H. Heine, *Sämtliche Schriften* (Hrsg. K. Briegleb; 1976) 8, 1037. Kommentar zu *Deutschland, ein Wintermärchen, caput. XI.* – Vgl. auch Hansen *a.a.O.* (Anm. 7) 56f.

¹³) W. Hansen, *Fiberkurven der Arminiusbegeiste-*

rung. Das Hermannsdenkmal und seine Folgen. In: *Das malerische und romantische Westfalen. Aspekte eines Buches. Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte* (1975) 217. – Ders. *a.a.O.* (Anm. 7) 55f.

für ihre Geistesprodukte zurückhält . . . , damit nach eines jeden Tode man ihm dafür sein Denkmal anschaffen kann. So kriegt jeder sein Denkmal, er weiß gar nicht wie.“ Die beigegebene ‚Zeichnung des Magister Schalk‘ zeigt das Denkmal in dem nicht eben heroischen Moment seiner Aufrichtung (Taf. 1,2). Vor den Augen des dünnbeinigen Zuschauers im Vordergrund schwingt Hermann hilflos sein Schwert, während rechts Zylinder tragende Biedermänner miteinander tuscheln, links sich ein Jüngling in ‚altdeutscher Tracht‘ zeigt und überall zart die Bajonette der Ordnungshüter aufblitzen. Wie stark die Freude an der nationalen Heroisierung war, zeigt auch etwa die Tatsache, daß 1791 der Berliner Bildhauer J. Chr. Frisch in seinem Entwurf zu einem Denkmal Friedrichs d. Gr. diesen „im deutschen Costüm aus den Zeiten eines Hermanns“ darstellen wollte. „Der König, mit einem Diadem im Haar und einer Tierhaut um die Schulter, reitet auf ungesatteltem Pferd.“ Auch in Schadows Entwurf von 1786, dessen Modell leider nicht erhalten ist, saß der König auf ruhig schreitendem Pferd . . . in derjenigen alten germanischen Tracht, welche man hier (in Rom) häufig auf der Colonna Trajana und anderen Überbleibseln des Alterthums sieht . . .“¹⁴).

Der Wunsch, das nationale Selbstbewußtsein im Denkmal eines Nationalheros auszudrücken, war in ganz Europa lebendig, wie nur ein Blick auf die Monumente des Vercingetorix in Frankreich zeigen mag¹⁵).

Wie gänzlich unhistorisch und auf die Wünsche der eigenen Zeit bezogen man auch in der Literatur des frühen 19. Jahrhunderts die Welt der Germanen sah, kommt am deutlichsten in Grabbes und Kleists Hermanns-Dramen zum Ausdruck, in denen die politischen Leidenschaften und Sehnsüchte des Tages unverwandelt zur Sache der alten Germanen gemacht sind, die im tiefen Urwald bei Bär und Auerochs in „altdeutscher Freiheit“ lebten.

Mehr vom eigenen Geist der Zeit geprägt, als uns meist bewußt wird, ist auch das Werk, aus dem uns die germanische Welt heute noch am unmittelbarsten anzusprechen scheint: die Nibelungen-Trilogie Richard Wagners, deren Dichtung 1852 – dem Gründungsjahr des Zentralmuseums – vollendet wurde. Wagner hatte sich durch die wissenschaftliche Literatur seiner Zeit und besonders auch durch persönliche Gespräche mit Gelehrten – besonders mit dem Züricher Professor Etmüller, seinem „Eddamüller“ – bemüht, die mythologischen Überlieferungen der Germanen in ihrer ganzen Vielfalt kennenzulernen. In einem Aufsatz ‚Die Wibelungen. Weltgeschichte aus der Sage‘ (1848)¹⁶) hat er seine damaligen Grundgedanken niedergelegt: Die Germanen sind „von dem urheimatlichen

¹⁴) F. Mielke und J. v. Simson, *Das Berliner Denkmal für Friedrich II., den Großen* (1975) 14. – H. Mackowsky, *Johann Gottfried Schadow* (1927) 93.

¹⁵) M.-Th. Moisset, *L'iconographie de Vercingétorix à travers les manuels d'histoire. Nationales*

8, 1976, 84ff.

¹⁶) R. Wagners *Gesammelte Schriften und Dichtungen* 2(1887) 115ff. – Zu Wagners wissenschaftlichen Studien H. Schneider, *Richard Wagner und das germanische Altertum* (1939).

Hochgebirge Asiens“ in ihren späteren Lebensraum eingewandert. Die tiefste Bedeutung der Nibelungen-Sage „war das Urbewußtsein des fränkischen Stammes, die Seele eines Königsgeschlechtes“, der Familie „des von den Göttern entsprossenen Stammvaters . . .“. – „Im deutschen Volk hat sich das älteste urbewußte Königsgeschlecht der Welt erhalten: es stammt von einem Sohne Gottes her, der seinem nächsten Geschlecht selbst Siegfried, den übrigen Völkern der Erde aber Christus heißt.“ Den Namen Nibelungen setzte Wagner – wie bereits andere vor ihm – mit Wibelungen-Ghiblini gleich und stellte so einen Zusammenhang zwischen Siegfried und dem gegen die Welfen kämpfenden Friedrich Barbarossa her. Wie der Nibelungenhort die Machtgrundlage der fränkischen Könige war, so trat später in vergeistigter Form der heilige Gral an dessen Stelle. „Nibelungenhort und Gral, Nibelungen und Wibelungen – das alles verflucht sich ihm zu einer Einheit und findet Aufnahme in ein Sammelbecken, dem hintereinander die Anregung zu dem meisten entsteigt, was er noch schaffen sollte.“¹⁷⁾

Die Gegenwartsbezogenheit von Wagners Aufsatz kommt am deutlichsten in dessen Schluß zum Ausdruck: „Wann kommst du wieder, Friedrich, du herrlicher Siegfried! und schlägst den bösen nagenden Wurm der Menschheit? – Zwei Raben fliegen um meinen Berg –, die mästeten sich fett vom Raube des Reiches! Von Südost hackt der eine, von Nordost hackt der andere: – verjagt die Raben und der Hort ist euer! – Mich aber laßt ruhig in meinem Götterberge!“

Der Ausgangspunkt seiner Beschäftigung mit der germanischen Heldensage entsprang ebenso dem Mißvergnügen an den politischen Verhältnissen des Vaterlandes, wie der Freude an der Beschäftigung mit dem deutschen Altertum. In ‚Eine Mitteilung an meine Freunde‘ (1851) berichtete Wagner: „Seit meiner Rückkehr aus Paris nach Deutschland hatte mein Lieblingsstudium das des deutschen Altertums ausgemacht. Ich erwähnte bereits näher des damals tief mich erfüllenden Verlangens nach der Heimat. Diese Heimat konnte in ihrer gegenwärtigen Wirklichkeit mein Verlangen auf keine Weise befriedigen, und ich fühlte, daß meinem Triebe ein tieferer Drang zu Grunde lag, der in einer anderen Sehnsucht seine Nahrung haben mußte, als eben nur im Verlangen nach der modernen Heimat. Wie um ihn zu ergründen, versenkte ich mich in das urheimische Element, das uns aus den Dichtungen einer Vergangenheit entgegentritt, die uns um so wärmer und anziehender berührt, als die Gegenwart uns mit feindseliger Kälte von sich abstößt. Alle unsere Wünsche und heißen Triebe, die in Wahrheit uns in die *Zukunft* hinübertragen, suchen wir aus den Bildern der Vergangenheit zu sinnlicher Erkennbarkeit zu gestalten, um so für sie die Form zu gewinnen, die ihnen die moderne Gegenwart nicht verschaffen kann.“^{17a)} Die „Wünsche und heißen Triebe, die . . . uns in die Zukunft hinübertragen“ und die er „aus den Bildern der Vergangenheit zu sinnlicher Erkennbarkeit“ gestalten will, haben Wagners Verhältnis zur germanischen Welt in sehr persönlicher Weise

¹⁷⁾ Schneider *a.a.O.* (Anm. 16) 11.

^{17a)} R. Wagner, *Die Musikdramen. Mit einem Vorwort von J. Kaiser* (1971) 508.

verwandelt. Auf die Gestalten und Vorgänge der germanischen Mythologie übertrug er nicht nur Gefühle und Gefühlskonflikte des eigenen Lebens, sondern auch seine wechselnden politischen und philosophischen Anschauungen. H. Mayer hat festgestellt, daß Wagner für den ‚Ring des Nibelungen‘ drei Schlußformen überlegte: „Der erste Schluß der ausgearbeiteten Tetralogie ist bakunistisch, wenn man ihn nach den heute vorliegenden Dokumenten richtig zu deuten weiß: Walhall verbrennt – und Wotan samt allen Göttern. Die vom Fluch des Goldes und der Verträge korrumpierten Herrschenden gehen unter, damit die neue Reinheit der vom Golde befreiten Menschheit entstehen kann, nachdem sogar Siegfried als Opfer des Goldes zugrunde gehen mußte.“ Dieser Schlußzene hat Wagner nicht komponierte Verse hinzugefügt, die eine von Feuerbach beeinflusste Hinwendung zur sinnlichen Liebe zeigen:

„ . . .
 nicht Haus, nicht Hof,
 noch herrischer Prunk;
 nicht trüber Verträge
 trüglicher Bund, nicht heuchelnder Sitte
 hartes Gesetz: selig in Lust und Leid
 läßt – die Liebe nur sein. –“

Eine dritte, ebenfalls nicht in Musik gesetzte Fassung spiegelt Schopenhauers Einfluß wider^{17b)}:

„Aus Wunschheim zieh’ ich fort,
 Wahnheim flieh’ ich auf immer;
 des ew’gen Werdens
 off’ne Tore
 schließ’ ich hinter mir zu:
 „Trauernder Liebe
 tiefstes Leiden
 schloß die Augen mir auf:
 enden sah ich die Welt. –“

Wagner hat sich in seiner Dichtung keinen Augenblick gescheut, die germanischen Mythen nach seinen künstlerischen Zielen zu ändern. Am unmittelbarsten kommt dieses darin zum Ausdruck, daß in der „Götterdämmerung“ Wotan und die Götter nicht mehr – wie im eddischen Gedicht „der Seherin Gesicht“ – im tapferen Kampf mit Riesen und Dämonen ihren Untergang finden, sondern daß Wotan in dem großen Gespräch mit

^{17b)}H. Mayer, *Wagner* (1959) 147f. – P. Wapnewski, *Der traurige Gott* (1978) 192.

Erda selbst das Ende Walhalls beschließt, damit danach eine vom Fluch des Ringes der Nibelungen erlöste Welt entstehen kann. Wie sehr Wagner sich der Ichbezogenheit seiner Nibelungen-Dichtung bewußt war, zeigt am deutlichsten vielleicht ein Brief vom 25. Januar 1854 an August Röckel: „Wir müssen sterben lernen, und zwar sterben im vollständigsten Sinn des Worts, die Furcht vor dem Ende ist die Quelle aller Lieblosigkeit. . . Wodan schwingt sich bis zu der tragischen Höhe, seinen Untergang — zu wollen. Dies ist alles, was wir aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben: das Notwendige zu wollen und selbst zu vollbringen. Wodan ist nach dem Abschied von Brünnhilde in Wahrheit nur noch ein abgeschiedener Geist: seiner höchsten Absicht nach kann er nur noch gewähren lassen, es gehen lassen, wie es geht, nirgends aber mehr bestimmt eingreifen, deswegen ist er nun auch ‚Wanderer‘ geworden: sieh Dir ihn recht an! er gleicht uns aufs Haar; er ist die Summe der Intelligenz der Gegenwart, wogegen Siegfried der von uns gewünschte, gewollte Mensch der Zukunft ist, der aber nicht durch uns gemacht werden kann, und der sich selbst schaffen muß durch unsere Vernichtung.“¹⁷⁹⁾

Wie sehr Wagner die „geistvolle Compilation“ seiner Phantasie mit historischen Gegebenheiten entsprach, bezeugen auch die Anweisungen, die er 1876 dem Berliner Professor Carl Emil Doepler für die Kostümierung seiner Helden in der ersten Aufführung der Ring-Trilogie in Bayreuth gab: „Andeutungen der mit germanischen Völkern in Berührung gekommenen römischen Schriftsteller über die Trachten jener scheinen noch nicht zu erfolgreicher Betrachtung gelangt zu sein. Es stünde, meiner Ansicht nach, demjenigen Künstler, welcher sich den ihm von mir gegebenen Vorwurf zu eigen machen wollte, daher ein eigenthümliches Feld, sowohl für geistvolle Compilation, wie für seine Erfindung offen; — und nichts mehr könnte ich wünschen, als von Ihnen, hochgeehrter Herr, diese Arbeit sich angeeignet zu wissen.“ Doepler stellte daraufhin 500 Zeichnungen nach Originalfunden in Museen her, welche er auch bei seinen Figurinen verwendete. So finden sich in der phantastischen Kostümierung der Bayreuther Götter und Helden von 1876 auch vor- und frühgeschichtliche Gegenstände, wie die bronzezeitlichen Schmuckstücke des Wotan (Taf. 2,1), die „burgundische“ Gürtelschnalle des Hunding (Taf. 2,3), das „Antennenschwert“ des Hagen (Taf. 2,4) und der bronzezeitliche Arm- und Halsschmuck der Gutrune (Taf. 2,2).

Während man 1876 die von Doepler erzielte „Compilation“ offenbar als recht geglückt empfand, bemängelte H. Thode 1896, daß sich in jener Bayreuther Aufführung das Antiquarische in der Überladung mit Ornamentik und Schmuck vorgedrängt habe. Selbst Cosima Wagner, die selbst an der Auswahl der Kostüme mitgewirkt hatte, soll später geäußert haben: „Die Kostüme erinnern durchweg an Indianerhäuptlinge und

¹⁷⁹⁾ Mayer *a.a.O.* (Anm. 17b) 146. — Wapnewski
a.a.O. (Anm. 17b) 186.

haben neben dem ethnographischen Unsinn noch den Stempel kleinlicher Theatergeschmacklosigkeiten an sich. Ich bin darüber trostlos.“¹⁸⁾

Die Zeit- und Ichbezogenheit von Wagners Nibelungen-Dichtung hat Friedrich Nietzsche nach seinem Bruch mit Wagner den Zeitgenossen in beißendem Spott vor Augen gestellt. „Aber der Gehalt der Wagnerischen Texte! ihr mythischer Gehalt! ihr ewiger Gehalt! — Frage: wie prüft man diesen Gehalt, diesen ewigen Gehalt? — Der Chemiker antwortet: man übersetzt Wagner ins Reale, ins Moderne — seien wir noch grausamer! ins Bürgerliche! Was wird dabei aus Wagner? — Unter uns, ich habe es versucht. Nichts unterhaltender, nichts für Spaziergänge mehr zu empfehlen, als sich Wagner in verjüngten Proportionen zu erzählen: zum Beispiel Parsifal als Kandidaten der Theologie, mit Gymnasialbildung (— letztere als unentbehrlich zur reinen Torheit) . . . Würden Sie es glauben, daß die Wagnerschen Heroinnen samt und sonders, sobald man nur erst den heroischen Balg abgestreift hat, zum Verwechseln Madame Bovary ähnlich sehn! . . . Immer fünf Schritte weit vom Hospital! Lauter ganz moderne, lauter ganz großstädtische Probleme! zweifeln Sie nicht daran! . . . Haben Sie bemerkt. . . , daß die Wagnerschen Heldinnen keine Kinder bekommen? — Sie können's nicht. . . Die Verzweiflung, mit der Wagner das Problem angegriffen hat, Siegfried überhaupt geboren werden zu lassen, verrät, wie modern er in diesem Punkte fühlte. — Siegfried „emanzipiert das Weib“ — doch ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft. — Eine Tatsache endlich, die uns fassungslos läßt: Parsifal ist der Vater Lohengrins! Wie hat er das gemacht? — Muß man sich hier daran erinnern, daß „die Keuschheit Wunder tut“? . . .“¹⁹⁾. Trotz aller Einseitigkeit seines Hasses sah Nietzsche sehr deutlich, wie Wagner den Sinn der germanischen Heldensage von Grund auf verkehrte, indem er ihre Helden zu Trägern von Gefühlen und Problemen seiner Zeit und seines Lebens machte. Auch Thomas Mann, ein großer Verehrer Richard Wagners, hat diesem Gegensatz zwischen mythischer Vorzeit und modernstem Selbstgefühl in einem Vortrag ‚Richard Wagner und der Ring der Nibelungen‘ (Zürich 1937) Ausdruck verliehen, wenn er zu der Begegnung Siegfried-Brünnhilde (Siegfried, 3. Aufzug, 3. Szene) bemerkt: „Nichts kann Wagnerischer sein als diese Mischung aus mythischer Urtümlichkeit und psychologischer, ja psycho-analytischer Modernität. Es ist Naturalismus des XIX. Jahrhunderts, geweiht durch den Mythos.“²⁰⁾

Gewiß ist Wagners künstlerische Kraft nicht mit der Ernst Brandels zu vergleichen, der das Hermanns-Denkmal geschaffen hat — ein Bild von der historischen Wirklichkeit der Germanen vermögen seine Dramen aber ebenso wenig zu geben, wie das Standbild des

¹⁸⁾ D. u. M. Petzet, *Die Richard-Wagner-Bühne Ludwigs II.* (1070) 243f.

¹⁹⁾ F. Nietzsche, *Der Fall Wagner* (1888) Abschnitt 9. Werke in drei Bänden (Hrsg. K.

Schlechta) 2⁷(1973) 922f.

²⁰⁾ Th. Mann, *Adel des Geistes. Stockholmer Gesamtausgabe des Werkes* (1945) 433.

Arminius im Teutoburger Wald. Im Grunde war das germanische Altertum um die Mitte des 19. Jhs. noch kein Thema, um das man sich allein aus dem Streben nach historischer Erkenntnis bemühte, sondern es sollte – um mit R. Wagner zu sprechen – in erster Linie die Möglichkeit bieten, die „Wünsche und heißen Triebe“ der Zeit im Bild der Vergangenheit „zu sinnlicher Erkennbarkeit“ zu gestalten.

Wie aber war es dazu gekommen, daß die Idealisierung der eigenen Vorzeit im frühen 19. Jahrhundert einen so starken Einfluß auf das Denken der eigenen Gegenwart ausüben konnte, daß man versuchte, sich mit Hilfe eines vergangenen Zeitalters aus den Nöten des eigenen für eine größere Zukunft zu befreien? Bereits bei den deutschen Humanisten hatte die Beschäftigung mit dem Altertum neben der Freude an der antiken Bildung auch den Stolz auf die älteste vaterländische Vergangenheit geweckt. Auf der einen Seite fanden sie sich durch die vielen Denkmäler aus römischer Zeit in West- und Süddeutschland als Nachkommen und Erben des Imperium Romanum bestätigt. Auf der anderen Seite weckte das hohe Lob, das Tacitus ihren Vorfahren in seiner ‚Germania‘ gespendet hatte und das stolze Bewußtsein, daß Arminius einst die römischen Legionen im Teutoburger Wald vernichtet hatte, ein patriotisches Selbstgefühl, das im Gegensatz zu dem politischen Niedergang des Reiches stand. In Ulrich von Hutten's ‚Gegen die Tyranney des Papstes‘ gerichtetem Arminius-Dialog – einem Totengespräch – spricht der Richter der Unterwelt dem Helden unter den Beschützern der Freiheit des Vaterlandes den ersten Platz zu. Seitdem erschienen zahlreiche Gedichte, Romane und Tragödien, die Arminius zum Helden hatten. Als typisch für sie mag die Reimchronik des Burkhard Waldis von 1543 angeführt werden, in der ‚Arminius ein Fürst zu Sachsen‘ sowohl in seiner Abbildung als auch in den ihm gewidmeten Reimen ganz als Mensch aus der Zeit des Dichters erscheint (Abb. 1)²¹). Im 17. Jahrhundert wurde Arminius über Deutschlands Grenzen hinaus zum tragischen Opernhelden^{21a}).

Eine neue Bedeutung erhielten die barbarischen Germanen durch Männer wie Montesquieu (1689-1755) und Rousseau (1712-1778), welche der allzu aufgeklärten Denkungsart ihrer Zeit die Natur und den natürlichen Menschen gegenüber stellten²²). Von Montesquieu stammt das berühmte Wort, daß die Freiheit in den Wäldern Germaniens zu Hause sei, und Rousseau schilderte die Einfachheit, Unschuld und Tugenden der Germanen. Der „edle Wilde“, der nur Ruhe und Freiheit atmet, wurde dem „gesitteten Menschen“ mit all seiner mühseligen Tätigkeit gegenübergestellt. In der deutschen Dichtung fand diese Sehnsucht nach einem Leben in der freien Natur, wie es in Unschuld die Vorfahren geführt hatten, besonders deutlich in der Bardendichtung des späten 18. Jahrhunderts ihren Ausdruck. Klopstock wollte in drei ‚Bardieten‘ Hermann in die

²¹) P. H. Stemmermann, *Die Anfänge der deutschen Vorgeschichtsforschung* (1934) Abb. 6.

^{21a}) A. Forchert, *Arminius auf der Opernbühne*. In: *Ein Jahrhundert Hermannsdenkmal 1875-1975*

(Hrsg. E. Engelbert; 1975) 43 ff.

²²) F. Meinecke, *Die Entstehung des Historismus* (1965) 180ff. – J. Svennung, *Zur Geschichte des Goticismus* (1967) 97ff.

Arminius ein Fürst zu Sachsen.



Arminius den man nennet Herman/
 Ein junger Heldt/ ein kühner Mann/
 Von Leib vnd Gemüt wol außgewachsen/
 Geborn vom Harz/ ein Fürst zu Sachsen/
 Der hat offte Ritterlich gekriegt/
 Stäts obgelegen vnd gesiegt/
 Zu des Keyfers Augusti zeiten/
 Wolt Varus wider d Teutschen streiten/
 Als von den Römern außgesandt/
 Mit grosser Gewalt wehrhafter Handt/
 Ins Teutschlandt bis an Hessen kämpf/
 Wie solchs Arminius vernimpt/
 Macht sich bald auff schlugs alle gar/
 Solch gross vnüberwindlich Schar/
 Des Vari Kopff gen Rom ward geschickt/
 Darab der Keyser sehr erschrickt/
 Daz er für Angst/ Sorg/ Leyd vnd Traurn/
 Den Bart räufft/ schlug an d Matern
 Da ward geschwächt der Römer Macht.
 Dergleichen vormals nie gedacht/
 Damit Arminius erlangt/
 Daz ihm das ganze Teutschlandt danckt/
 Vnd wurd sein lob bey Alt vnd Jungen/
 Hernach viel hundert Jar gesungen.

Flor.lib.4.
 cap.14.
 V.par.1.
 li.2.

Tacit. li. 1.

Suero.in
 August.
 cap.24.

deutsche Nationalliteratur einführen. Im 2. Bardiet ‚Hermann und die Fürsten‘ (1784) rufen die „Dichter Elysiums“ den Schatten der in der Hermannsschlacht gefallenen Römer zu:

„Ihr wart gewaffnet zu vertilgen
ein Volk der Unschuld, des Lanz’ Euch nicht rief.
Ein Volk der Freiheit, welches in Wäldern sich nährt
von der Herde Milch und dem Rehe der Jagd. . .“²³⁾.

In dieser Hinwendung zu den idealisierten Vorfahren kommt das allgemeine Erwachen des politischen Selbstbewußtseins ebenso zum Ausdruck, wie das „Wunschbild einer patriotischen Gesellschaft. . ., die ständische Unterschiede weitgehend einebnen sollte, aber keineswegs eine bürgerliche Klassenherrschaft, sondern vielmehr die (relativ) klassenlose patriotische Nation, geführt von einer Elite der Talente, anstrebte. Im Dienste solcher Ziele stand – vielleicht häufiger unbewußt als bewußt – die in literarisch-politischer Ambivalenz erfolgende Beschäftigung mit dem Historisch-Mythischen und nicht zuletzt der uns so abstrus erscheinende Germanismus des Zeitalters.“²⁴⁾

Neue Dimensionen erschlossen sich diesen der Ursprünglichkeit des Lebens zugewandten Bestrebungen durch Herders Entdeckung, daß nicht einzelne Herrscher und politische Mächte, sondern Völker und die verschiedenen Ausprägungen des Volksgeistes die tragenden Kräfte der Geschichte seien. In den Völkern und ihren Liedern schien „die Urzeit“ unmittelbar fortzuleben. „Wunderbare, seltsame Sache überhaupt ists um das, was genetischer Geist und Charakter eines Volkes heißt. Er ist unerklärlich und unauslöschlich; so alt wie die Nation, so alt wie das Land, das sie bewohnte.“²⁵⁾

Mit welcher Faszination die Denkmäler der vaterländischen Vergangenheit jetzt die Jugend ergriffen, zeigt am deutlichsten wohl die 1772 erschienene Schrift des 23jährigen Goethe ‚Von deutscher Baukunst‘. Das Straßburger Münster, dem sie gewidmet ist, wird nicht mehr in der Weise der Aufklärung beschrieben und erklärt, sondern das überschwengliche Gefühl, das es in dem Betrachter entzündet und der Lobpreis seines Meisters, des „heiligen Erwin,“ werden in begeisterten Worten ausgedrückt. Wenn Goethe im Alter auch meinte, er habe hier sein Gefühl „in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen“ verhüllt²⁶⁾, so hatte die kleine Schrift doch eine außerordentliche Wirkung. Ihr Enthusiasmus klingt deutlich in Dichtungen wie W.H. Wackenroders ‚Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders‘ (1797) und L.Tiecks ‚Franz Sternbalds Wanderungen‘ (1798) nach, in deren Mittelpunkt das mittelalterliche

²³⁾ H. Stolpe, *Die Auffassung des jungen Herder vom Mittelalter* (1955) 377.

²⁴⁾ H. Gollwitzer, *Zum politischen Germanismus des 19. Jahrhunderts*. In: *Festschrift H. Heimpel* 1

(1971) 286.

²⁵⁾ Meinecke *a.a.O.* (Anm. 22) 355 ff.; 426.

²⁶⁾ *Dichtung und Wahrheit*, 12. Buch.

Nürnberg steht. Mit diesen und ähnlichen Werken war die Hinwendung von einer aufgeklärten Hochschätzung des „edlen Wilden“ zu einer stark emotionalen Sehnsucht nach der Wiedererweckung des vaterländischen Altertums vollzogen, dessen unmittelbare Zeugen seine noch erhaltenen Denkmäler waren.

Wie sehr die Denkmäler der vaterländischen Vorzeit allmählich neben denen des klassischen Altertums Interesse gewannen, zeigt typisch das Beispiel des Rudolph Erich Raspe (1737–1794), Bibliothekar und Antiquar des Landgrafen von Hessen-Kassel. Raspe, der mit Winckelmann, Herder, Lessing und anderen bedeutenden Männern seiner Zeit in Briefwechsel stand und sich auch gründlich mit antiker Kunst beschäftigte, legte 1768 dem Landgrafen einen Entwurf „zur Formierung und Aufstellung eines gothischen oder alt-Teutschen Antiquitaeten-Cabinettes“ vor^{26a}). Begründet wurde der Vorschlag mit dem Stolz auf die vaterländische Vergangenheit: „denn in diesen Zeiten, welche für Teutschland ungemein glänzend waren, gaben die Teutschen Sitten allen Völkern von Europa wie ihre jetzige Verfassung also auch den Ton. Ich weis zwar wol daß, nachdem man in Italien den alten griechischen und römischen Geschmack mit dieser Völker Gelehrsamkeit wieder hervorsucht und hiernach und einer gewissen französischen delicatesse einen gemischten neuern Geschmak in der Gelehrsamkeit und denen Künsten gebildet hat, unverständige Geschichtsschreiber und verwöhnte Kunstsamler jene Teutschen Zeiten und ihre Ueberbleibsel als barbarisch verächtlich angesehen haben und daß aus dieser Ursach bis jetzt, so viel mir bekant, noch nirgends ein dergleichen Cabinet gesammelt worden sey“. Wenn man als „gothisch“ damals allgemein einen etwas verworrenen, barbarischen Geschmack bezeichnete^{26b}), so gebrauchte Raspe diesen Begriff rein historisch und bezog ihn auf „die sogenannten mittleren oder gothischen Zeiten von Carl dem Großen an bis auf Albrecht Dürer und Rafael . . .“. Zu den „gothischen Alterthümern“ rechnete er Altäre, Statuen, Waffen, Kleidungen, Pokale, Rüstungen usw. Neben den Planungen zu einem „gothischen Cabinet“ wies Raspe in seiner gelehrten Korrespondenz auch mit großem Nachdruck auf die Bedeutung der wertvollen mittelalterlichen Handschriften in der Kasseler Bibliothek hin. 1769 arbeitete er an einem Drama „Thussnilde“, das wohl ebenso von Klopstock inspiriert war, wie das Bild „Die Trophäen Herrmanns“, das Raspes Freund J. H. Tischbein 1792 malte^{26c}). Raspe hatte übrigens auch bereits allgemeine Vorstellungen von prähistorischen Altertümern, die den für das „gothische Cabinet“ vorgesehenen zeitlich vorausgingen.

^{26a}) R. Hallo, *Rudolph Erich Raspe. Göttinger Forschungen* 5 (1934) bes. 1 ff. u. 191 ff. — W. v. Both u. H. Vogel, *Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel* (1973) 75 ff. — Raspe floh 1775 nach England, um sich einer Strafverfolgung für Unterschlagungen im Münzkabinet des Landgrafen zu entziehen. In England veröffentlichte er in englischer Sprache die

Lügenerzählungen des Barons von Münchhausen, die durch die deutsche Übersetzung von G. A. Bürger weltberühmt wurden. Raspe starb in dürftigen Verhältnissen 1794 in Schottland.

^{26b}) Hallo *a.a.O.* (Anm. 26a) 202 ff.

^{26c}) Hallo *a.a.O.* (Anm. 26a) 264.

Unter „Allemandes“ faßte er in einer Aufstellung Messer, Beile, Speerspitzen, Schmuckstücke, Aschenurnen u. dgl. zusammen, von denen teilweise sogar die Fundorte bekannt waren. Wenn Raspes Vorschlag zu einem „gothischen oder alt-Teutschen Antiquitaeten-Cabinett“ auch – vermutlich am klassizistischen Geschmack des Architekten de Ry – scheiterte, so wirkte er doch darin nach, daß in dem 1779 von Landgraf Friedrich II. eröffneten „Museum Fridericianum“, dem ersten für die Öffentlichkeit gebauten Museum in Deutschland, auch „zwei Schränke mit germanischen und gallischen Alterthümern“ sowie ein Raum mit historischen und kostümkundlichen Gegenständen des Mittelalters, vornehmlich aus Hessen, zu sehen waren^{26d)}. Es ist zu vermuten, daß hierin die Mitwirkung Raspes bei der langjährigen Planung des Museums zum Ausdruck kommt. Zum vollen Durchbruch kamen die „alt-Teutschen“ Ideen aber nicht in dem neuen „Museum Fridericianum“, sondern in einigen Werken der Kasseler Architektur: dem Hofgut des Generals von Schlieffen in Windhausen bei Kassel mit Arminiusgrab, Herthastein und Altar, besonders aber in der „gothischen Burganlage“ der Löwenburg auf Wilhelmshöhe (1794)^{26e)}. Diese Bauten haben ihre Parallelen etwa im „Gothischen Haus“ in Wörlitz (1773) oder in der „Eberhardsburg“ im Eulbacher Park (1818)^{26f)}. Bei dieser leidenschaftlichen Hinwendung zu der vaterländischen Vergangenheit lag es nahe, den Spuren der germanischen Vorzeit durch Ausgrabungen nachzugehen. Seit der Humanistenzeit hatten immer wieder Ausgrabungen stattgefunden, die vielfach zwar nur zur Bereicherung von fürstlichen und bürgerlichen „Raritätenkabinetten“ durch historische Kuriositäten dienen sollten, oft aber auch ernsthaftem historischem Interesse entsprangen. Als im Laufe des 18. Jahrhunderts das allgemeine Interesse an der Geschichte des eigenen Landes wuchs, wurden sowohl von einzelnen Fürsten, als auch von Akademien und anderen gelehrten Gesellschaften Ausgrabungen durchgeführt^{26g)}. Einen neuen Aufschwung erhielten diese Ausgrabungen durch die patriotische Begeisterung im frühen 19. Jahrhundert. Ihre Träger wurden jetzt in zunehmendem Maße die überall im Lande entstehenden Altertums- und Geschichtsvereine.

Wie sehr diese Tätigkeit einem Bedürfnis der Zeit entsprach, zeigt sich schon darin, daß bis 1840 etwa 50 derartige Vereinigungen gegründet wurden²⁷⁾. So sollte die Beschäfti-

^{26d)} Hallo *a.a.O.* (Anm. 26a) 192. — v. Both u. Vogel *a.a.O.* (Anm. 26a) 235 ff.

^{26e)} Hallo *a.a.O.* (Anm. 26a) 311.

^{26f)} H. Knaus, *Kunstruinen und Gartenromantik der Parkanlagen von Schwetzingen und Eulbach*. In: *Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern* 3 (1965) 48 ff.

^{26g)} Für das Rheinland hierzu Böhner *a.a.O.* (Anm. 27) 59 ff.

²⁷⁾ Th. Nipperdey, *Verein als soziale Struktur im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert*. In: H.

Boockmann u. a. (Hrsg.), *Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert* (1972) 1 ff.

— H. Heimpel, *Geschichtsvereine einst und jetzt*.

In: Boockmann *a.a.O.* 45 ff. — *Zu den Verhältnissen im Rheinland: K. Böhner, Altertumssammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts im Rheinland*.

In: B. Denecke u. R. Kahsnitz (Hrsg.), *Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum im 19. Jahrhundert* (1977) 59 ff.

Goethe hat die leidenschaftliche Hinwendung zur vaterländischen Vergangenheit, der er

gung mit der heimatlichen Geschichte einen neuen Erfahrungsbereich erschließen, aus dem man neue Leitbilder auch für die politische Zukunft des Vaterlandes zu gewinnen hoffte. Man darf wohl sagen, daß die Jugend der dreißiger und vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts versuchte, sich mit Hilfe der von ihr verherrlichten vaterländischen Geschichte aus der geistigen und politischen Enge der Gegenwart für eine größere Zukunft zu befreien. Dieses war der „schwarz-rot-goldene Traum“, von dessen Ende anfangs die Rede war. Aus der politischen und liebevoll poetischen Verklärung der vaterländischen Vergangenheit ist endlich auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr hervorgegangen. Jacob Grimm wurde von L. Tiecks ‚Altdeutschen Minneliedern‘ (1803) so bewegt, daß nach seinem eigenen Geständnis „diese Arbeit ihn zuerst auf diese Welt von Dichtung aufmerksam gemacht und ihn ermuntert hätte, diesem Gebiet seinen Fleiß zu widmen“²⁸). An seinen Bruder Wilhelm schrieb er, „nie habe es einen Menschen gegeben, dem die rechte Ansicht der altdeutschen Poesie so klar und lebendig in der Seele gestanden,“ wie Tieck²⁹). „Das Gedächtnis dieser vaterländischen Dichtung in der Nation wieder erweckt zu haben“, war Tiecks Stolz³⁰), keineswegs aber deren wissenschaftliche Erforschung. Philologisch begründete Einwände A. W. Schlegels gegen seine Ausgabe der ‚Altdeutschen Minnelieder‘ wies er mit der Bemerkung ab, „das Ganze ist überhaupt nicht für Gelehrte, sondern für ächte Liebhaber angestellt, die es zu genießen wissen, das Gelehrte kann in Zukunft noch immer geschehn, wenn dieses Effekt macht“³¹).

Die wissenschaftliche Erforschung der Germanen

Im Lebenswerk Jacob Grimms ist deutlich zu erkennen, wie sich bei der Beschäftigung mit der vaterländischen Vergangenheit „das Gelehrte“ bald nach eigenen Gesetzen entwickelte. In einem seiner ersten Aufsätze ‚Über das Nibelungen Liet‘ (1807) stellte Jacob Grimm bereits die Notwendigkeit einer kritischen Ausgabe fest, und er selbst ist dieser Forderung dann mit seinen eigenen Editionen vollauf gerecht geworden³²). Trotzdem hat gerade Jacob Grimm immer betont, daß sein eigenes wissenschaftliches

selbst in seiner Jugend gehuldigt hatte, im Alter abgelehnt. Seine Stellungnahme zu der historisierenden Kunst der Nazarener kommt sehr deutlich zum Ausdruck in einem von ihm inspirierten Aufsatz von H. Meyer, *Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst*, welchen er im zweiten Band der Zeitschrift „Über Kunst und Altertum“ 1817 herausgab. — Chr. Lenz, *Goethe und die Nazarener*. In: *Die Nazarener. Katalog der Ausstellung im Städel, Frankfurt* (1977).

²⁸) V. G. Kozičėk (Hrsg.), *Mittelalterrezeption* (1977) 16. — In seiner Selbstbiographie (1830) schildert J. Grimm, wie 1803/04 „die hinreisende Vorrede“ zu Tiecks Buch ihn auf andere Werke der mittelalterlichen Dichtung gespannt gemacht habe. L. Speidel (Hrsg.), *Aus den kleineren Schriften von Jacob Grimm*² (1911) 9.

²⁹) Kozičėk *a.a.O.* (Anm. 28) 22.

³⁰) Kozičėk *a.a.O.* (Anm. 28) 21.

³¹) Kozičėk *a.a.O.* (Anm. 28) 14.

³²) Kozičėk *a.a.O.* (Anm. 28) 35 f.

Werk aus vaterländischem Denken und Fühlen erwachsen ist. „Ich habe die rechte studiert zu einer zeit, wo das eintönige grau der schmach und erniedrigung schwer über Deutschlands himmel hieng. . . ich suchte trost und labung in der geschichte der deutschen literatur und sprache, es war eine unsichtbare, schirmende waffe gegen den feindlichen übermut, dasz in unscheinbaren, aber unentreibbaren gegenständen vorzüge und eigenheiten verborgen lagen und wieder entdeckt werden konnten, an denen unser bewusstsein mit gerechter anerkennung haften durfte. von der grammatik und ihren nicht spärlichen früchten schritt ich vor zu der erforschung einheimischer poesie, sage und sitte; wie hätte sie mich nicht auch zum vaterländischen rechte leiten sollen? . . .“³³⁾ Und in der Vorrede zur ‚Deutschen Mythologie‘ (1844) schreibt er: „Weil ich lernte, dass seine sprache, sein recht und sein alterthum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das vaterland erheben. die eine arbeit ward mir zur andern, und was dort bewies half auch hier stützen, was hier gründete diente dort zu bestätigen. Vielleicht werden meine bücher in einer stillen, frohen zeit, die auch wiederkehren wird, mehr vermögen; sie sollten aber schon der gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne dass unsere vergangenheit auf sie zurückstrahlte, und an der die zukunft jede geringschätzung der vorzeit rächen würde. . .“

Diese Entwicklung von poetischer und politischer Sehnsucht zu strenger wissenschaftlicher Arbeit ist auch bei anderen Zeitgenossen Grimms, besonders deutlich bei Johann Friedrich Böhmer (1795-1863) zu beobachten. Als Sohn einer Frankfurter Familie in den Traditionen der freien Reichsstadt aufgewachsen, litt er unter dem politischen Zusammenbruch Deutschlands durch Napoleon ebenso sehr, wie unter der politischen Enge der auf dem Wiener Kongreß geschaffenen Verhältnisse. „Nur von ernster geistiger Arbeit erwarte ich Heil; Pflege der Güter, die allen Deutschen auch in ihrer Zersplitterung gemeinsam sind, thut am ehesten dem Vaterlande Noth: Pflege der gemeinsamen Sprache, Geschichte und Literatur. Dazu soll Jeder sein Scherflein beitragen“ schrieb 1818 der 23jährige Student³⁴⁾. Während eines Aufenthaltes in Rom trat er 1818/19 der ‚Gesellschaft der guten Geister‘ bei, einer besonders aus jungen Malern bestehenden Genossenschaft, „die das Christenthum in seine Rechte wieder eingesetzt wissen wollten und, von heißer Liebe für alles Vaterländische erglüht, mit ihrer ganzen Kunst nichts Anderes bezweckten, als mitzuwirken an dem neuen Werke der Zeit, an der Wiedergeburt des deutschen Volkes, dessen unter der Fremdherrschaft gestählte Kraft nach schweren Kämpfen die Freiheit errungen hatte; und die Alle an eine große Zukunft der Nation ebenso fest glaubten, wie an sich selbst.“³⁵⁾ Entscheidend wurde für Böhmers weiteren Lebensweg seine Begegnung mit dem Freiherrn von Stein im März 1823. Stein hatte 1819 die „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ ins Leben gerufen,

³³⁾ J. Grimm, *Kleinere Schriften* 8 (1890) 546.

Böhmer (1959).

³⁴⁾ J. Janssen, *Johann Friedrich Böhmer's Leben* (1868) 47. — E. Kleinstück, *Johann Friedrich*

³⁵⁾ Janssen *a.a.O.* (Anm. 34) 52f. 57.

deren Hauptaufgabe die Herausgabe der Monumenta Germaniae Historica sein sollte. Die Leitung des gewaltigen Unternehmens hatte er in die Hände des Hannoverschen Archivars G. H. Pertz gelegt. 1824 übernahm Böhmer „die schwere Last des Secretariats und der Kassenführung und wurde seitdem in Frankfurt der thätige Mittelpunkt des Unternehmens“. 1824 veröffentlichte Pertz den Grundplan der Monumenta und forderte für sie „ein streng wissenschaftliches Verfahren, wie es sich dem Geschichtsforscher als natürlich und notwendig darstellt“. Als Zweck des ‚Archivs‘ wurde die allmähliche Heranbildung einer geschichtlich-philologischen Schule aufgestellt und dessen Einrichtung demgemäß in Aussicht genommen³⁶). Neben seiner Arbeit als Sekretär der Monumenta gab Böhmer selbst – größtenteils aus eigenen Mitteln finanziert – Quellenwerke heraus, die Fundamente der künftigen historischen Forschung werden sollten: 4 Bände Kaiserregesten (1831, 1844, 1847, 1849), Regesten der Karolinger (1833), Urkundenbuch der Stadt Frankfurt (1836), 3 Bände Fontes Rerum Germanicarum – Geschichtsquellen Deutschlands (1843, 1845, 1853) sowie Regesten Ludwigs des Bayern (1839) und solche der Wittelsbacher (1854). „So sind Böhmers ‚Regesten‘ neben den ‚Monumenten‘ die feste Grundlage geworden, auf der alle Darstellungen der deutschen Geschichte des Mittelalters beruhen. Wissenschaftliche und patriotische Absichten verbanden sich aufs engste bei diesen Arbeiten: „Sanctus amor patriae dat animum“, so lautet das Motto, das auf allen Bänden der Monumenta geschrieben steht. Das Unternehmen war für Stein und Böhmer eine Nationalangelegenheit; die geistige Einheit aller deutschen Stämme sollte aus der Erinnerung an die gemeinsame vaterländische Geschichte erstehen, sie sollte wachsen in der Pflege der großartigen wissenschaftlichen Aufgabe und so die staatliche Einheit vorbereiten.“³⁷)

In diesem Zusammenhang muß daran erinnert werden, daß bereits seit 1829 in Rom das „Istituto di corrispondenza archeologica“ bestand, von dem sein „segretario fondatore“ Eduard Gerhard (1795-1867), ein Zeitgenosse Jacob Grimms und Johann Friedrich Böhmers, sagen konnte: „Seit dem Jahre 1829 besteht in Rom, durch deutsche Altertumsforscher vorbereitet, von Italien, Frankreich und England her begünstigt, durch die schützende Gegenwart Seiner Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen ins Leben gerufen, das Institut für archäologische Korrespondenz. . . Das archäologische Institut umspannt die Grenzen, sammelt den Stoff und ermittelt das Verständnis der gesamten antiquarischen Denkmälerkunde. Die vernachlässigten wie die neu gefundenen, die schriftlichen wie die bildlichen Denkmäler fallen seiner Fürsorge anheim; und wie ihm Berichterstatter an keinem Orte der klassischen Vorzeit fehlen, so sind die angesehensten Pfleger philologisch-artistischer Wissenschaft ihm förderlich, die gesammelten Denkmäler und Tatsachen zu sichten und zu erläutern. Es ist dafür gesorgt, das

³⁶) G. P. Gooch, *Geschichte und Geschichtsschreiber im 19. Jahrhundert* (1964) 78 ff.

³⁷) F. Schnabel, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhun-*

dert 3³(1954) 103 f.; 5 (Taschenbuchausgabe; 1965) 128 ff.

Institut durch seine Universalität Aufgaben erfüllen zu lassen, zu denen frühere und gleichzeitige Altertumsforscher ohnerachtet der Trefflichkeit ihrer Forschung über die Unvollkommenheit ihres Materials verzweifeln mußten; ja es ist ihm gewährt, durch seinen europäischen Verein von Gelehrten, Künstlern, Kunstfreunden und Beobachtern jeder Art literarische Hilfsmittel aufzubieten, welche den königlich ausgestatteten Gelehrtenvereinen einzelner Länder, die herkulanische Akademie nicht ausgenommen, bisher fehlten.“³⁸⁾ 1846 aber legte F. C. von Savigny der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin den von dem jungen Theodor Mommsen ausgearbeiteten Plan zur Herausgabe des „Corpus Inscriptionum Latinarum“ vor³⁹⁾.

Während so um die Jahrhundertmitte sowohl die Klassische Archäologie und – unter dem Einfluß der klassischen – auch die germanische Philologie und die mittelalterliche Geschichtsforschung – bereits große Fortschritte auf dem Wege methodisch begründeter wissenschaftlicher Forschung gemacht hatten, wurde die heimische Altertumskunde in Deutschland noch stark vom Widerstreit romantischer Theorien bestimmt, deren Träger hauptsächlich die „von heißer Liebe für deutsches Altertum erfüllten“ Altertums- und Geschichtsvereine waren. Sie alle hatten schon zahlreiche Gräber und Grabhügel der „heidnischen Vorzeit“ geöffnet und versucht, sie historisch zu deuten. Wenn diese Deutungen späteren Erkenntnissen auch nur selten standgehalten haben, so sind die Verdienste, die jene Altertumsfreunde sich um die Anfänge der heimischen Archäologie erworben haben, doch kaum zu überschätzen. Eines der besten Beispiele solcher frühen Ausgrabungsberichte ist die „Beschreibung der vierzehn alten deutschen Todtenhügel, welche in den Jahren 1827 und 1828 bey Sinsheim in dem Neckarkreise des Großherzogthumes Baden geöffnet wurden von Karl Wilhelmi, Stadtpfarrer in Sinsheim und correspondirendem Ehrenmitgliede der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz (1830)“ (Taf. 3,4)⁴⁰⁾.

Die Sinsheimer Ausgrabungen fanden in der Öffentlichkeit ein außerordentliches Interesse. „Man konnte vor den Menschenmassen oft kaum fortarbeiten, und mußte zuletzt den Hügel mit einer Umfassung von Stangen umgeben, um nur die Menschen fern zu halten. Und indem überall, wo Leben und Verkehr ist, zumal in dem heißen Sommer, es Dürstende gibt, die den Trank, wenn er zu haben ist, nicht verschmähen; so schlug der Sinsheimer Wirthe einer . . . sich zugleich eine kleine Hütte auf neben der größern, die für die Gesellschaft errichtet worden war, um an den Deutschen Gräbern, an denen einst schon bey den Todtenmalen wacker getrunken worden war, von neuem Deutsches Bier zu reichen“ (S. 18). Wilhelmis Beschreibung der einzelnen Bestattungen, der Grabbeigaben und ihrer Lage, der Gebeine und des Grabbaues sind von vorbildlicher Gewissenhaf-

³⁸⁾ M. Wegner, *Altertumskunde* (1951) 206.

³⁹⁾ Wegner *a.a.O.* (Anm. 38) 231.

⁴⁰⁾ Zu K. Wilhelmi: E. Wahle, *Karl Wilhelmi als Begründer der Altertumsforschung in Süddeutsch-*

land, Neue Heidelberger Jahrb. N. F. 1933. – Wiederabdruck in: H. Kirchner (Hrsg.), *E. Wahle, Tradition und Auftrag prähistorischer Forschung* (1964) 132 ff.

tigkeit. Daneben wird auch die Ehrfurcht vor der vaterländischen Vergangenheit zum Ausdruck gebracht: „Die Gebeine, welche wir fanden, wurden immer mit der ihnen gebührenden Ehrfurcht behandelt, und was wir nicht zu wissenschaftlichen Untersuchungen bedurften, wieder jedes Mahl gehörig begraben. Zürnet nicht, o Väter, daß wir eure Gebeine in einer mehr denn anderthalb-tausendjährigen Ruhe gestört haben. Ihr kanntet zwar noch keine Wissenschaft. Aber hättet ihr die schönern Tage des milden Strahlenglanzes derselben erlebt, der Wissenschaft Eifer hätte auch euch erfüllt. Er liegt so tief und allgemein in dem ganzen Deutschen zu immer weiter schreitendem Forschen von Gott geschaffenen Character; und freudig hättet ihr uns erlaubt, auch eure Grabhügel selbst zu höhern geschichtlichen Zwecke zu öffnen. Was ist schöner, als sogar noch nach dem Tode der Nachwelt zu Lehrern zu werden und ihr aus den freyen Gräbern die ersehnte Kunde zu bringen, welche zu geben verschmäht hat der Stolz weltherrschender Römer, welche nur das Ihrige zu schätzen verstanden.“ (S. 70 f.). Da die allgemeinen Zeitvorstellungen über die Zeit des Tacitus nicht hinaus reichten, erklärte Wilhelmi die von ihm untersuchten Gräber, welche vom Neolithikum bis in die La-Tène-Zeit reichen, als „Catten-Hügel, etwa aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts“, obwohl er mit Recht bemerkte, daß die Sitte der Beisetzung nicht dem von Tacitus für die Germanen überlieferten Brauch der Brandbestattung entsprach. Daß die Durchführung der Ausgrabungen aber nicht nur einem vaterländischen, sondern bereits auch einem gelehrten Bedürfnis entsprach, betont Wilhelmi im Vorwort: „Ausgegangen sind wir vor allem von dem historischen Standpuncte. Nicht Antiquitäten bloß und schöne Curiositäten wollten wir sammeln und zur Schau hinstellen; alle unsre großen Bemühungen sollen vielmehr die früheste so dunkle Geschichte der alten Deutschen, von denen man noch so viele irrige Ansichten hat, aufhellen und berichtigen helfen. Wo keine Monumente und schriftlichen Nachrichten des eigenen Volkes da und die Lieder untergegangen sind, in welcher die dankbare Nachwelt von der Väter großen Thaten sang; wo nur noch Römer Meldung thun von dem ihnen schrecklichen Heldenvolke, das endlich auch ihrer so mächtigen Imperatoren stolze Legionen zu Boden warf, nachdem diese die übrige Welt überwunden hatten, und das jetzt als das erste der Erde dasteht . . . : da müssen die uralten Todtenhügel sich aufthun und ihre geheimnißvollen Gräber reden . . . Ich nenne deßwegen meine Beschreibung der Sinsheimer Todtenhügel einen höchst wichtigen Beytrag zu der ältesten Geschichte der Deutschen.“

Die Gründung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums

Den „historischen Standpunct“ zu gewinnen, galt Karl Wilhelmi als ein hohes Ziel seiner wissenschaftlichen Bemühungen. Mit vielen anderen Zeitgenossen erkannte er bald, daß dieses Ziel nicht durch mehr oder weniger unbeweisbare Theorien und historisch-archäologische Kombinationen zu erreichen sei, sondern nur durch weiträumige

vergleichende Untersuchungen. Zu diesem Zweck plante er bereits 1831 eine ‚Allgemeine historisch-antiquarische Zeitschrift‘, welche leider nicht zum Erscheinen gekommen ist. Im gleichen Sinn rief 1846 der Freiherr Hans von und zu Aufsess (Taf. 3,3), der Rechte Doctor, in einem ‚Sendschreiben an die erste allgemeine Versammlung deutscher Rechtsgelehrten, Geschichts- und Sprachforscher zu Frankfurt am Main‘ zur Gründung einer ‚deutschen Hauptsammlung für Denkmäler der Geschichte, Literatur und Kunst‘ auf. Diese sollte ‚nicht sowohl ein Museum von Seltenheiten und Kostbarkeiten, wie sie der Zufall und die Gelegenheit darbieten, anhäufen oder gar die historischen Schätze Deutschlands zentralisieren, sondern das vorhandene historische Material in ein großes General-Repertorium bringen, um es übersichtlich und leichter zugänglich für den Geschichtsforscher zu machen. Dabei sollte man sich auch getreue Kopien zu erhalten bestreben‘. Hans v. Aufsess hat diesen Plan einer ‚deutschen Hauptsammlung‘, die alle wichtigen Denkmäler des deutschen Altertums umfassen sollte, mit großer Leidenschaft vertreten. Ursprünglich war es wohl seine Absicht, in seine ‚Hauptsammlung‘ auch die Altertümer der Vorzeit aufzunehmen. Gleichzeitig scheint jedoch in dem rührigen Mainzer Altertumsverein, der ja bereits über eine umfangreiche Sammlung solcher Altertümer verfügte, der Plan entstanden zu sein, eine überregionale Altertumssammlung in Mainz aufzubauen. So lud dieser die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu einer Zusammenkunft vom 16.-19. September 1852 nach Mainz ein, um den Weg zu beraten, ‚auf welchem die bisherigen lokalen Beobachtungen durch eine gegenseitige vergleichende Prüfung zu wissenschaftlichen Ergebnissen erhoben werden könne‘. Der führende Geist des Mainzer Altertumsvereins war Ludwig Lindenschmit, der nach Gründung des Römisch-Germanischen Zentralmuseums sein Leiter wurde und in Wirklichkeit auch als sein Gründer bezeichnet werden darf.

Überraschenderweise ließ nun – vielleicht auf Veranlassung von H. v. Aufsess – der ‚Sächsische Verein zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer‘ für den 16.-18. August eine Einladung nach Dresden ergehen. Auf der dortigen Versammlung, an der auch der Mainzer Verein teilnahm, beschlossen die deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, sich zu einem Gesamtverein zusammenzuschließen und ‚die weitere Begründung und Ausbildung des Germanischen Museums der Generalversammlung dringend anzuempfehlen ...‘ ‚Es möge Letztere ... das Museum von dem heutigen Datum an als begründet betrachten.‘ Auf der Versammlung des Gesamtvereins in Mainz wurde am 18. September der Beschluß gefaßt, ‚dass die von Herrn von Aufsess ins Leben gerufene Idee eines germanischen Museums derart aufzufassen und festzustellen sei, dass das Museum für christlich-germanische Alterthümer in Nürnberg seinen Sitz habe, dass jedoch zur Aufstellung des römisch-germanischen Museums der Westen von Deutschland und namentlich Mainz vor Allem durch die Geschichte und die vorhandenen zahlreichen Denkmale dieser Periode vorzugsweise geeignet erscheine‘. In der danach entworfenen Satzung lautet der § 1: ‚Zweck des Centralmuseums ist Erstrebung einer möglichst vollständigen Vereinigung von Vergleichsmitteln alterthümlicher

Gegenstände der germanischen und römischen Periode durch Zeichnung oder plastische Nachbildung zum Studium des klassischen Alterthums und der Urgeschichte unseres deutschen Vaterlandes.“ Der Schluß der Satzung lautet: „In unserer festen Ueberzeugung, dass sich durch Begründung des römisch-germanischen Centralmuseums der kürzeste, ja einzige Weg eröffnet, auf welchem unsere Alterthumskunde aus dem Bereiche unfruchtbarer, stets bestrittener Theorien zu einem freien und sicheren Ueberblick zu gelangen vermag, glauben wir die Hoffnung hegen zu dürfen, dass eine so reichen Erfolg versprechende Angelegenheit bei dem vaterländischen Sinne und der hohen Einsicht unserer Regierungen eine geneigte Theilnahme und erforderliche Unterstützung finden werde.“⁴¹⁾

Im allgemeinen Sprachgebrauch der Zeit wurden die Bezeichnungen „deutsch“ und „germanisch“ oft in gleicher Bedeutung benützt. In diesem Sinn erklärt das Grimm'sche „Deutsche Wörterbuch“ germanisch als: „im engern sinne deutsch, echt deutsch, besonders in der napoleonischen zeit gern mit nationalem stolz als gegensatz gegen das verhaszte fremde gebraucht, da sich gewissermaszen die kämpfe der alten Germanen gegen den von jenseits des Rheines eingedrungenen Cäsar wiederholten . . .“^{41a)}. Das Wort „germanisch“ bedeutete also „deutsch“ mit einem Beiklang nationalen Stolzes auf die ruhmvolle Geschichte der germanischen Vorfahren. Da in der Satzung des Zentralmuseums von 1852 ausdrücklich von einer germanischen und einer römischen Periode und außerdem noch von der „Urgeschichte unseres deutschen Vaterlandes“ gesprochen wird, darf man wohl annehmen, daß der historische Sinn des Wortes „germanisch“ hier zu der Bedeutung „urgeschichtlich“ erweitert wurde. So wurde das „Römisch-Germanische“ Museum in Mainz, das Altertümer der urgeschichtlichen und der römischen Periode sammeln sollte, dem „Christlich-Germanischen“ Museum in Nürnberg gegenübergestellt, dem hauptsächlich das Sammeln und Erforschen mittelalterlicher Kulturdenkmäler zur Aufgabe gestellt war. Der Sinngehalt des Begriffes „germanisch“ scheint um die Mitte des 19. Jahrhunderts aber zuweilen noch weiter gewesen zu sein. Auf der einen Seite klang er an den der Germanistik – der Erforschung der „deutschen sprache, geschichte und alterthümer“^{41b)} – an, auf der anderen Seite wurde „germanisch“ aber auch zur Bezeichnung des über das Gebiet des „Deutschen Bundes“ hinausreichenden deutschen Sprach- und Kulturraumes benützt^{41c)}. Die Namengebung

⁴¹⁾ L. Lindenschmit, *Beiträge zur Geschichte des Römisch-Germanischen Centralmuseums in Mainz*. In: *Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Römisch-Germanischen Centralmuseums zu Mainz* (1902) 1ff. 14. 18. — Zur Gründungsgeschichte des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg: *Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg 1852-1977* (Hrsg. B. Deneke u. R. Kahsnitz; 1978).

^{41a)} J. u. W. Grimm, *Deutsches Wörterbuch* 4, Abt. 1, Teil 2 (1897) Sp. 3717f: Nach Mitteilung von Frau Dr. M. Weidemann stammt der Artikel vermutlich von R.H. Hildebrand (1824-94).

^{41b)} J. u. W. Grimm *a.a.O.* (Anm. 41a) Sp. 3718.

^{41c)} Hierzu P. Burian in: *Das Germanische Nationalmuseum a.a.O.* (Anm. 41) 136 ff.

des „Römisch-Germanischen Zentralmuseums“ sollte jedenfalls dessen Aufgabe zum Ausdruck bringen, die vor dem „christlich-germanischen Mittelalter“ liegende Römerzeit in Deutschland und die germanische Urgeschichte zu erforschen und darzustellen. Zweifellos hatte hierbei das Wort „germanisch“ neben seiner historischen Bedeutung auch einen vaterländischen Beiklang. Wie schon zur Zeit der Humanisten, wurde die Altertumforschung auch jetzt wieder ebenso auf dem Bewußtsein der Zugehörigkeit des Vaterlandes zum Imperium Romanum getragen, wie von dem Stolz auf die verklärten germanischen Vorfahren. Die Bezeichnung „römisch-germanisch“ hat sich dann als wissenschaftlicher Sammelbegriff für die Epochen der deutschen Vor- und Frühgeschichte eingebürgert und ist etwa noch bei der Gründung der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Institutes zu Frankfurt a. M. im Jahre 1902 verwendet worden.

Auch mit der Gründung des „Gesamtvereins“ und der beiden Museen in Mainz und Nürnberg war man dem „Bereiche unfruchtbarer, stets umstrittener Diskussionen“ noch keineswegs entgangen. Immer wieder taucht in ihnen die Frage auf, welche Gräber als keltisch, germanisch oder slawisch/wendisch anzusprechen seien. Die Jahrestagungen des neugegründeten Gesamtvereins vollzogen sich so, daß die Mitglieder eine Reihe von wissenschaftlichen Fragen auf die Tagesordnung setzten, die dann in freier Aussprache diskutiert wurden. Die Frage, welchem Volk bestimmte Gruppen von Gräbern zuzuweisen seien, entzündete dabei die gelehrten Leidenschaften alljährlich aufs neue. Mit Recht konnte Gero von Merhart in seiner Rede zum 100-jährigen Jubiläum des Zentralmuseums sagen, „daß in der Mainzer Versammlung niemand mit guter Begründung hätte nachweisen können, welche aus deutschem Boden gehobenen Altertümer den Germanen zuzuschreiben seien. Und nur ein einziger Teilnehmer hatte wenigstens für einen Bruchteil dieser Altertümer den wissenschaftlichen Beweis geführt, daß sie germanischen Stämmen der merowingischen Zeit angehörten. Das war Ludwig Lindenschmit (Taf. 3,1), akademischer Maler und Zeichenlehrer, zugleich Konservator der Sammlung des Vereins zur Erforschung der Geschichte und Altertümer zu Mainz.“⁴²⁾

Ludwig Lindenschmit

„Auf den Wällen von Mainz wehte die Trikolore und ein napoleonischer Gouverneur befahl in dem rheinischen Hauptbollwerk, als dort dem kunstreichen Siegelschneider Lindenschmit am 4. September 1809 der zweite Sohn Ludwig geboren wurde, der dazu

⁴²⁾ G. v. Merhart, *Das Römisch-Germanische Zentralmuseum. Rückblick und Ausblick*. In: *Festschrift des Römisch-Germanischen Zentralmuseums*

in Mainz zur Feier seines hundertjährigen Bestehens
1952 3 (1953) 194.

berufen war, einer der Begründer der deutschen Altertumswissenschaft zu werden.“⁴³⁾ Von 1825 bis 1831 besuchte er die Akademie und die Universität in München zusammen mit seinem Bruder Wilhelm (Taf. 3,2), der später besonders durch die Ausmalung des Schlosses Hohenschwangau ein berühmter Maler wurde⁴⁴⁾. Beide Brüder waren in München Mitglieder der Studentengesellschaft „Germania“, die – vermutlich von pfälzischen Studenten gegründet – durch ihre revolutionäre Gesinnung mehrfach Aufsehen erregte, bis sie – wohl 1834 – aufgelöst wurde oder sich selbst auflöste⁴⁵⁾. Schon auf dem heimatlichen Donnersberg hatten die Brüder sich mit anderen Freunden einer Weihe unterzogen, die „dem einstigen Tod für's Vaterland“ galt⁴⁶⁾. Sie trugen lange Haare, bloßen Hals und „altdeutsche Tracht“.

Als sie wegen eines Duells Wilhelms 1824 von München nach Wien ausweichen mußten, sollten vor dem österreichischen Schlagbaum „die blosen-Hals-Gefühle sogleich gekränkt werden“. Es bestand noch die von Metternich veranlaßte Verordnung, welche Staatskanzler Hardenberg über die Form der Röcke und Krägen der Studenten 1820 erlassen hatte. Die Torpolizei beanstandete die schwarzen deutschen Röcke und verschnitt sie in kurzem Prozeß zu Fräcken! In dieser staatsfreundlichen Fassung durften die Brüder dann passieren. Der freiheitliche Überschwang der damaligen Studenten kommt in einem Trinklied Wilhelms zum Ausdruck:

„Und wenn mir Tyr im Zweikampf günstig war,
dann gab ich meinen Brüdern ein Gelag.
Es zechte dann mit Lust die laute Schaar
die ganze Nacht hindurch bis an den grauen Tag.
Die Schwerter klirrten und der Becher klang
im Takte mit dem wilden Rundgesang.“⁴⁷⁾

Die Bilder, die die Brüder in München malten, behandelten hauptsächlich Themen aus der deutschen Sagenwelt und der Heldensage. Den Überschwang der Gefühle, der damals in dem Münchner Freundeskreis der jungen Maler herrschte, hat Moritz von Schwind in einem Brief an Wilhelm vom 7.6.1825 zum Ausdruck gebracht: „Die Zeit liegt an zu hoher Steigerung [der Gefühle] krank und wir alle müssen das Uebel fühlen.“⁴⁸⁾ 1828 wallfahrten sie zu Dürers 300. Todestag an sein Grab in Nürnberg, wo

⁴³⁾ Aus dem Nachruf von H. Arnold in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung München“ vom 17. Mai 1893.

⁴⁴⁾ W. Lindenschmit, *Des Historienmalers Wilhelm Lindenschmit, des Älteren, Jugend und Bildungszeit bis zur Darstellung der Sendlinger Bauernschlacht an der St. Margarethenkirche zu Untersending. Altbayr. Monatsschr.* 6, 1906, 37 ff.; 7,

1907, 1 ff.

⁴⁵⁾ F. Schmittler, *Schon 1830 trieben „Germanen“ in München ihr Unwesen. Germanen-Nachrichten des Corps Germania, München* 1978, 1.

⁴⁶⁾ Lindenschmit (1906) a.a.O. (Anm. 44) 40.

⁴⁷⁾ Lindenschmit (1906) a.a.O. (Anm. 44) 43.

⁴⁸⁾ Lindenschmit (1906) a.a.O. (Anm. 44) 53.

sich „viele Künstler in langen Haaren und altdeutschen Röcken und Mützen“ in vaterländischem Geist begegneten. Emil Ludwig Grimm berichtet, daß die Brüder dort „ganz vortreffliche Tiroler Lieder sangen“ und daß Wilhelm mit einem anderen Kunstgenossen – „beide gute Reiter“ – mit Fahnen dem Zug der Künstler voranritt^{48a)}. 1831 kehrte der 22-jährige Ludwig nach Mainz zurück und verdiente sein Brot in der Vaterstadt als Zeichenlehrer an der Gewerbeschule. Aus dem für deutsche Einheit und Freiheit glühenden Studenten wurde ein „Großherzoglich-Hessischer Reallehrer mit der Stellung eines ordentlichen Gymnasiallehrers“. Das Barett des Künstlers hatte er mit der durch eine Kokarde ausgezeichneten Mütze des hessischen Staatsbeamten vertauscht, die „altdeutsche Tracht“ mit Uniform und Degen. „Warum mein Vater in kriegerischer Rüstung, Uniform und Degen, ausgegangen sei, wollen sie hören? So sei ihnen zu Wissen getan, daß auf Grund einer Verordnung der Regierung jeder hessische Staatsbeamte, also auch der Gymnasiallehrer, sich seit der revolutionären Bewegung als ein Glied der bewaffneten staatsershaltenden Macht zu betrachten hatte. Es mußte ja dem wohlgesinnten Publikum ein sehr beruhigender Anblick sein, unter sich so viele wackere, bewaffnete Männer wandeln zu sehen, die stets bereit waren, ihr Blut für Ordnung und Sicherheit zu verspritzen. Nur mit Rührung konnte man manche weißhaarige Helden des Katheders betrachten, deren Pflichtgefühl sie immer noch unter den Waffen hielt. Auch in der Tracht des Bartes mußte sich, so wollte es die Regierung, die loyale Gesinnung des Staatsdieners offenbaren; der Schnurrbart war verboten, und in den Vollbart um Kinn und Wangen, das Symbol demokratischer Gesinnung, mußte eine breite Bresche gelegt werden, die das Kinn vollständig frei legte und Mathilden-Schneuse genannt wurde. Mathilde hieß die damalige Großherzogin von Hessen und bei Rhein. Mein Vater, von rheumatischen Zahnschmerzen geplagt, erwirkte endlich die Erlaubnis zum Tragen des Schnurrbarts und brachte in der Folge den Beweis, daß auch der größte Schnurrbart das Wachstum und Gedeihen wahrhaft loyaler Gesinnung nicht zu hindern vermöge.“⁴⁹⁾ Auch nachdem Lindenschmit sich nach Mainz ins Philisterium zurückgezogen, einen Brotberuf ergriffen und die Schwester seiner Schwägerin, Luise Rainprechter aus München geheiratet hatte, blieb er den vaterländischen Idealen seiner Jugend treu. Als man 1841 die „Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichtsforschung und Alterthumskunde in Mainz“ gegründet hatte, wurde er deren erster Konservator, ihr belebender Geist⁵⁰⁾. Mit welcher patriotischen und wissenschaftlichen Leidenschaft die

^{48a)} L. E. Grimm, *Erinnerungen aus meinem Leben* (Hrsg. W. Präsant; 1950) 237.241.

⁴⁹⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 1) 20f. — Daß Vollbärte nicht nur im Großherzogtum Hessen als revolutionär und staatsgefährdend galten, zeigt sich etwa daran, daß es nun auch im Frankreich Napoleons III. staatlicherseits

nicht erwünscht war, „dergleichen Symbole des Aufruhrs . . . an den Bidungsanstalten zu sehen“. Vgl. H. Euler, *Napoleon III. in seiner Zeit* (1961) 805.

⁵⁰⁾ H. Krämer, *Aus der Frühzeit des Mainzer Altertumsvereins. Mainzer Zeitschr.* 41-43, 1946-48, 3 ff.

Brüder Lindenschmit an den Auseinandersetzungen über die „heidnische Vorzeit“ teilnahmen, zeigt Wilhelms 1846 veröffentlichtes und Jacob Grimm gewidmetes Buch ‚Der Vorwelt Räthsel oder: Sind die Deutschen eingewandert?‘. In diesem Werk, dessen Ziel der Nachweis ist, daß die Germanen die autochthonen Bewohner Mitteleuropas waren, rückte er besonders den „Keltisten“ auf den Leib, „deren vaterlandsfeindliche Kaprice widerlich und oft empörend gefärbt war. Diess ist es, was uns an den Keltomanen mehr verdroß, als ihr fantasiereiches Nebelschiff, welches von Zeit zu Zeit gleich Kanonenschüssen aus seiner Welle apodiktische Knallerbsen losdonnerte, und jede solcher Salven mit einer Fanfare von Trompeten und Klarinetten feierte. . . Wie verstehen wir jenen Jubel, jene athemlose Hast, jene keltomanischen Orgien, womit jeder eingebilddete neue Sieg über das Deutsche gefeiert ward? Wie fassen wir jenes manchmal unter abgemessener Haltung hervorscheinende freudige Zittern, womit der deutsche Afterkelte nicht erwarten konnte, bis er seinem eigenen Nationalgefühl gleichsam die Nase aus dem Gesicht verstümmeln durfte?“ Die „Keltomanen“ antworteten nicht weniger temperamentvoll. In einem Brief Ferdinand Kellers aus Zürich an Heinrich Schreiber in Basel vom 20.9. 1842 lesen wir, es sei „notwendig, daß man den . . . Germanomanen auf den Leib rückt und ihnen die Celts aus den Händen schlägt. . . Sollte man die Bursche nicht totschießen? Also frisch ans Werk! Laden Sie scharf, damit es unseren Erzfeinden recht in den Ohren knallt. . . Nur fortgekämpft, Deutsch und Welsch zusammengehauen, jene zu Sauerkraut, diese zu Eselswurst. . .“⁵¹).

In eine neue Phase trat diese ebenso phantasievolle wie erregte Diskussion, als die Brüder Lindenschmit die 1842 begonnenen Ausgrabungen des Mainzer Altertumsvereins in Selzen übernahmen. Hier gelang es Ludwig, durch seine gewissenhaften Untersuchungsmethoden und die Auswertung münzdatierter Gräber nachzuweisen, daß die reich mit Waffen, Schmuck und Gefäßen ausgestatteten Gräber den Franken zuzuschreiben sind. Wie wichtig den Brüdern diese Entdeckung war, zeigte sich allein daran, daß sie auf dem Titelblatt ihres Buches ‚Das germanische Todtenlager bei Selzen‘ (Abb. 2) neben das gemütvoll Bild von Funden und Grabungsgeräten unter einer deutschen Eiche das nüchterne Motto setzten: „Die Gräber mit Eisenwaffen stammen aus der Zeit der Völkerwanderung.“⁵²) Damit hatte wenigstens die frühmittelalterliche Altertumskunde endlich sicheren Boden betreten und war in der Lage, viele Grabfunde, welche die Altertumsvereine bereits in ganz West- und Süddeutschland ausgegraben hatten, den Franken, Alamannen und Baiuwaren zuzuweisen. Wie unsicher diese Gräber vorher beurteilt worden waren, legte Ludwig Lindenschmit in der Veröffentlichung der Selzener Gräber dar: „Die . . . Hügel bei Wiesenthal sind von Hrn. Pfr. Wilhelmi als alemannisch erklärt. Die ihrem Gehalt nach gleichartige Ausbeute von Fridolfing

⁵¹) K. Böhner, Vorwort zur Neuausgabe von W. und L. Lindenschmit, *Das germanische Todtenlager bei Selzen*, 1884 (1969).

⁵²) W. und L. Lindenschmit, *Das germanische Todtenlager bei Selzen* (1884) 37f. und Titelblatt.

DAS

GERMANISCHE TOTENLAGER

BEI SELZEN

in der Provinz Rheinhessen,

dargestellt und erläutert

von den

Gebrüdern **W. und L. Lindenschmit.**

Die Gräber mit Eisenwaffen stammen aus
der Zeit der Völkerwanderung.



MAINZ,

VERLAG VON VICTOR V. ZABERN.

1848.

[Oberbayern] wurde jedoch von Baron Koch-Sternfeld für norisch-keltisch, d.h. mit Nachdruck für nicht deutsch angenommen und in einer Art von Entrüstung jeder Gedanke an ein deutsches Kriegerbegräbnis hinweggewiesen. Noriker sind seine Leute! Und von demselben Gesichtspunkt ausgehend, hat auch Hr. M. Koch das [sehr ähnliche] Nordendorfer Leichenfeld [bei Augsburg] für die keltische Nationalität in Anspruch genommen. Während er die Ansicht von Hofrath Thiersch [der die Gräber für burgundisch hielt] bekämpfte, glaubte eine dritte Behauptung die römische Spur zu verfolgen, und einen Rest römischer Niederlassungen nachweisen zu können. Um diese Widersprüche zu versöhnen und alle Parteien zu befriedigen, entschied sich der historische Verein von Schwaben in Neuburg dahin, dass . . . ein Theil der dortigen Todten als Römer, ein anderer Theil . . . als keltische Ureinwohner (?) und ein dritter Theil . . . als alemannische Sieger möchten betrachtet werden können. Es scheint, dass, wenn ein slavischer Gelehrter an der Diskussion sich betheiligte hätte, auch noch für slavische Gäste unter den geduldigen Todten Raum wäre gefunden worden.“⁵³⁾

So war Ludwig Lindenschmit, wie Gero v. Merhart in seiner Jubiläumsrede 1952 mit Recht gesagt hat, wirklich wohl der einzige Teilnehmer der 1852 in Mainz zusammengekommenen Versammlung von Altertumsfreunden, der „wenigstens für einen Bruchteil der Altertümer den wissenschaftlichen Beweis geführt hatte, daß sie germanischen Stämmen der merowingischen Zeit angehörten“.

Als die Begeisterung der Gründungsversammlung vom 18. September 1852 verrauscht war und Ludwig Lindenschmit versuchte, die große Idee zu verwirklichen, mußte er bald erkennen, daß er sich in der Hoffnung, „bei dem vaterländischen Sinne und der hohen Einsicht unserer Regierungen eine geneigte Theilnahme und erforderliche Unterstützung“ zu finden, bitter getäuscht hatte⁵⁴⁾. Zunächst hatte er wenigstens das Glück, daß seine Vaterstadt Mainz ihm hilfreich 3 Räume im Erdgeschoß des Schlosses – den heutigen Gewölbesaal – zur Verfügung stellte, wo man mittels eines alten städtischen Ofens und einer alten städtischen Tür aus Magazinräumen Arbeitsräume einrichtete. Das notwendige Mobiliar wurde von Lindenschmit und Mitgliedern des Altertumsvereins zur Verfügung gestellt. Dieser gab auch einen ersten Kredit, um die dringendsten für den Beginn der Arbeit notwendigen Anschaffungen zu ermöglichen. Als 1853 der Großherzog von Hessen einen ersten Zuschuß gewährte, reichte dieser gerade aus, um diesen Kredit zurückzuzahlen und inzwischen entstandene Schulden zu decken⁵⁵⁾. In den bescheidenen Räumen im Schloß und in seiner auf dem Kästrich gelegenen Wohnung ging Lindenschmit nun mit einigen Enthusiasten ans Werk und stellte für die künftigen

⁵³⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 52) 30.

⁵⁴⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 41) 18.

⁵⁵⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 41) 35 f.; ebd. auch die folgenden Angaben. — Zur frühesten Geschichte des Römisch-Germanischen Zen-

tralmuseums vgl. auch die ersten Jahrgänge der Zeitschrift „*Correspondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine*“ 1852 ff.

Sammlungen getreue Nachbildungen her, wobei ihm seine Kunstfertigkeit und die von ihm oft gerühmte selbstlose Geduld seiner Frau in gleicher Weise hilfreich zustattenkamen. Im ersten Jahr wurden 175 Nachbildungen für die Sammlungen hergestellt, 130 an befreundete Vereine verschenkt und 170 verkauft. 20 Jahre lang mußte das Museum einen großen Teil seiner bescheidenen Mittel durch den Verkauf von Nachbildungen aufbringen, deren diffizile Kolorierung allein in Lindenschmits Hand lag! Als man 1854 eine erste kleine Ausstellung veranstalten konnte, fand diese „ohne jede Feierlichkeit in sehr gedrückter Stimmung“ statt. 1854 schrieb Lindenschmit an den Vorsitzenden des „Gesamtvereins“ Geheimrat Schulz: „Ohne Bitterkeit über die erlebten Hemmnisse und Widerwärtigkeiten hege ich eben so wenig täuschende Erwartungen auf einen baldigen und glänzenden Erfolg. Ich erkenne sehr wohl, daß ich mich glücklich schätzen kann, wenn ich auch nur die allernöthigsten Mittel gewinne für die lange dauernde und beschwerliche Arbeit, die auf meinem Wege liegt, welche nun einmal ernstlich begonnen ohne Schande und unersetzlichen Schaden nicht aufzugeben ist.“ Ein weiterer Brief an den gleichen Adressaten zeigt, daß das junge Unternehmen damals dem Untergang nahe war: „Euer Hochwohlgeboren werden ermessen, mit welchen Gefühlen wir dieser für alle Beteiligten peinlichen Wendung der Angelegenheit entgegensehen, sowohl im Hinblick auf das hiermit abermals bestätigte Schicksal solcher Unternehmungen auf deutschem Boden, als auch auf die Fruchtlosigkeit unserer mit hingebender Anstrengung aufgewendeten Thätigkeit. . . Das unsägliche Aergernis einer öffentlichen Versteigerungsausschreibung unseres Inventars, unserer Formen und Abgüsse, und ähnlicher vorausgehender Schritte, würden den Akt der Auflösung zu einem höchst kläglichen Vorgang vervollständigen.“

In dieser Not machte Hans v. Aufsess Lindenschmit 1855 das ehrenvolle Angebot, an dem aufblühenden Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg die Stelle eines „Direktors der Kunst- und Alterthumssammlungen“ mit festem Gehalt zu übernehmen und die von ihm in Mainz aufgebauten Sammlungen mit denen des Nürnberger Museums zu vereinigen. „Nicht ich bin es, der Dich ruft, sondern das deutsche Vaterland, dieses wird Dir Dank wissen und reich genug sein, Dein Opfer zu ersetzen.“ Trotz aller Not und Enttäuschungen lehnte Lindenschmit jedoch ab, weil er nur eine Vereinigung für wünschenswert hielt, „welche im ganzen und wesentlichen den Grundsatz der Gleichberechtigung nicht aus den Augen läßt. . .“ Diese Absage brachte ihm immerhin den Vorteil, daß der Vorstand des Zentralmuseums 1856 beschloß, ihm „vorläufig durch das Anerbieten einer jährlichen Vergütung von 400 fl einen Theil seines Dankes abzutragen“. In manchen Jahren konnte ihm diese Vergütung allerdings nur zum Teil, in anderen überhaupt nicht bezahlt werden. 1857 hatte Lindenschmit das Glück, daß sich ein Kreis tatkräftiger Mainzer Bürger – unter ihnen besonders der Verleger Philipp von Zabern – um ihn scharte und das Museum auch finanziell unterstützte. Bald erklärten sich auch der Kaiser von Österreich und der König von Preußen sowie andere einflußreiche Persönlichkeiten – unter ihnen Preußens Gesandter

beim Deutschen Bundestag in Frankfurt Otto von Bismarck – bereit, durch einmalige Beiträge die Arbeit des Museums zu fördern. Die größte Hilfe aber kam in einer seltsamen Ironie des Schicksals von einer Seite, von der sie der unerbittliche Streiter gegen die Überschätzung der alten Kelten wohl kaum erwartet hätte – vom Kaiser von Frankreich, Napoleon III. Der Kaiser, der selbst eingehende Forschungen über Caesar und die Gallier betrieb, war offenbar durch Frau Hortense Cornu, die mit ihm erzogen worden war, und die auch durch ihren Gatten, den Direktor der Campana'schen Sammlung, mit ihm in Verbindung stand, auf Lindenschmits Werk aufmerksam geworden. Lindenschmit hatte Frau Cornu wohl während seiner Bearbeitung der Sigmaringer Sammlung am dortigen Hof der Fürsten von Hohenzollern kennengelernt, als deren Freundin er sie in einem Brief an C. J. Thomsen vom 29. 11. 1861 bezeichnet. Im Hinblick auf Thomsens bevorstehenden Besuch in Paris schreibt ihm Lindenschmit in diesem Brief:⁵⁶⁾ „Frau Hortense Cornu hat vorigen Sommer unser Museum besucht, und die Bestellungen für die Sammlung des Kaisers gemacht. Der seltenen Einsicht und dem warmen Theilnehmen dieser Dame für die Interessen archäologischer Studien, verdanke ich die Erfolge für unser Museum in Paris. Sie ist mit dem Kaiser erzogen und steht in direkter Verbindung mit S. Majestät, ein Verhältnis, welches sie auf die anerkanntesten Weise zur Unterstützung wissenschaftlicher Bestrebungen geltend zu machen weiß.“ Napoleon faßte damals den Plan, ein französisches Nationalmuseum zu errichten, aus dem dann das heute unter der glücklichen Leitung unseres Freundes Joffroy blühende „Musée des Antiquités Nationales“ hervorgegangen ist. 1861 erhielt Lindenschmit eine Einladung des Kaisers nach Paris, wo er mit diesem die Pläne für das neue Museum besprach und die Erlaubnis erhielt, von wichtigen Altertümern in den Pariser Sammlungen Nachbildungen herzustellen. Von diesen zieren etwa die Grabbeigaben des Frankenkönigs Childerich noch heute die Frühmittelalter-Abteilung des Zentralmuseums. Napoleon ermöglichte Lindenschmit auch eine Reise nach Wien und Budapest, wo er weitere Nachbildungen für Paris und Mainz herstellen konnte. Als der Kaiser ihm das Kreuz der Ehrenlegion verlieh, beeilte sich der Großherzog von Hessen, ihn vorher noch durch die „Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft“ zu ehren. „Dieser Orden kommt eigentlich aus Paris“ meinte Lindenschmit.

Trotz dieser Erfolge blieb das Museum finanziell wie bisher von ungewissen Zuwendungen abhängig. 1866 wiederholte der Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg A. v. Essenwein das Aufsess'sche Angebot, die Sammlungen des Zentralmuseums mit denen des Nationalmuseums in Nürnberg zu vereinigen. Nach Lindenschmits Tod werde das Zentralmuseum einen Annex an das städtische Museum in Mainz bilden und dort verlassen sein, bevor es auch nur einen kleinen Teil seiner Aufgabe erfüllt habe.

⁵⁶⁾ Die Kenntnis dieses Briefes verdanke ich der Liebenswürdigkeit von Jørn Street-Jensen in Århus, der eine Veröffentlichung des Brief-

wechsels zwischen Thomsen und Lindenschmit vorbereitet.

Komme Lindenschmit nicht, so werde man in Nürnberg aus eigener Kraft eine Sammlung von Altertümern aufbauen und dieser „dieselbe Aufgabe stellen, welche Sie haben, oder wenigstens eine ganz ähnliche.“ In seiner Antwort betonte Lindenschmit, daß zwar niemand bei den schwankenden Verhältnissen die Zukunft des Zentralmuseums voraussehen könne, daß aber „ein kleineres, verhältnismässig geringe Kosten forderndes Unternehmen mit scharf begrenztem wissenschaftlichem Zweck, welches selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen seine Lebensfähigkeit erwiesen, eher die Wechsel der Zeit . . . überdauern . . . werde, als ein so weitläufig angelegtes, so bedeutende Mittel in Anspruch nehmendes Institut wie das germanische Nationalmuseum“. Mit großem Nachdruck wies er dann auf die wissenschaftliche Bedeutung hin, die das Zentralmuseum bereits erlangt hatte: „Ebenso einleuchtend bleibt es, dass hier nicht die Zahl der Nummern an und für sich von massgebender Bedeutung ist, sondern ihre einsichtsvolle Auswahl und dass diese Wahl denn doch einige besondere Kenntniss, ein lebenslanges Vertrautsein mit den fraglichen Objekten selbst, eine direkte Mitbetheiligung an der Specialforschung, kurz, so manche Dinge voraussetzt, die nicht Jedermanns Sache, jedenfalls aber mindestens ebenso unerlässlich sind, als eine gute technische Ausführung der facsimilirten Gipsabgüsse.“ Nachdem er noch einmal auf den „vorwiegend wissenschaftlichen Charakter unserer Leistungen“ hingewiesen hatte, schloß er mit den stolzen Worten: „Wohlan, der Versuch steht Ihnen frei! – Wäre es sogar möglich, die subventionierenden Regierungen zu veranlassen, zweimal Geld für denselben Zweck zu bewilligen, und die überflüssige Wiederholung desselben Unternehmens bei Gelehrten und Patrioten zu rechtfertigen, so wird doch der alte Spruch: „Si duo faciunt idem non est idem,“ ohne Zweifel sich auch hier und gewisslich nicht gerade zu unserem Nachtheil bewähren . . .“⁵⁷⁾ Trotz dieser Absage war ihm auch weiterhin daran gelegen, daß die beiden am gleichen Tag mit nahe verwandten Zielen gegründeten Museen auch weiterhin in einem freundschaftlichen Verhältnis zueinander standen und sich gegenseitig förderten. Bis zu seinem Lebensabend gehörte er dem Verwaltungsrat des Germanischen Nationalmuseums an.

1871 erreichte Lindenschmit endlich sein Ziel, regelmäßige Mittel für das Zentralmuseum zu erhalten. Das neu gegründete Deutsche Reich stellte sowohl dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, als auch dem Zentralmuseum in Mainz einen regelmäßigen alljährlichen Zuschuß zur Verfügung und gab damit den beiden aus vaterländischer und gelehrter Begeisterung gegründeten und mit soviel Mühe aufgebauten Institutionen endlich eine feste Basis. Nachdem das Zentralmuseum bisher nur seine wenigen technischen Mitarbeiter besolden konnte, konnte jetzt endlich auch der 63jährige Direktor ein regelmäßiges Gehalt vom Museum bekommen, dem er 20 Jahre lang alle Arbeitskraft und alle freie Zeit, die ihm sein Lehramt ließ, gewidmet hatte. Er leitete „sein Museum“ bis zu seinem Tode am 14. Februar 1893.

⁵⁷⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 41) 55 ff.

Dieser kurze Überblick zeigt uns das Wirken eines Mannes, der sein im Überschwang einer patriotisch bewegten Zeit entstandenes Werk unbeirrt durch viele Nöte fortführte, bis seine Mühe – spät genug freilich – vom Erfolg belohnt wurde.

„Wer viel und fleißig aussät,
Derselb' auch häufig einmägt.
Auf groß' Sorg' und Arbeit
Folgt endlich auch groß' Herrlichkeit!“

schrrieb er, als das Ziel erreicht war⁵⁸⁾.

Lindenschmit war ein stiller, aber offenbar sehr sensibler und temperamentvoller Mann, der sein höchstes Glück in seiner Arbeit fand, der er mit größter Energie und Zielstrebigkeit oft bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit nachging. Sein Leben lang war er von Ahnungen begleitet. Aus der Zeit, in der die Gründung des Zentralmuseums bevorstand, berichtet sein Sohn folgende Erzählung seines Vaters, die sich auf einen vorgeschichtlichen „Steinkeil“ bezieht, der auf der einen Seite das Wort „Omen“ trug und unter Familiendokumenten aufbewahrt wurde: „Von schweren Zweifeln schon Tage lang beunruhigt, ob es ratsam sei, als gereifter Mann eine neue Laufbahn zu wählen, die mir nicht mit Sicherheit Erfolg, wohl aber neue Sorge bringen müsse, verließ ich eines Abends die Wohnung, um im Freien Ruhe und Sammlung zu finden. Als ich rasch die Abtsgasse hinaufging, um den Weisenauer Feldweg zu erreichen, sah ich die Anhöhe vor mir noch von den Strahlen der sinkenden Sonne beleuchtet, während ich im Schatten war. Dort muß es sich entscheiden, rief es in mir, und ich war bereit, jedem Fingerzeig des Schicksals zu folgen. Den alten Spruch: ‚Trag Holz und laß Gott kochen‘ wie mechanisch immer wiederholend, betrat ich den Rain, und das erste, was ich erblickte, war dieser Steinkeil, das Römisch-Germanische Central-Museum in Mainz.“⁵⁹⁾ 1857 wechselte er in dunkler Vorahnung eines kommenden großen Unglücks ohne allen realen Grund seine auf dem Kästrich gelegene Wohnung. Kurz darauf wurde dieses Gebiet durch die furchtbare Explosionskatastrophe des Pulverturmes völlig zerstört. Allgemein wird Lindenschmit als liebenswürdig und humorvoll geschildert, doch konnte sein zuweilen offenbar zum Jähzorn neigendes Temperament seinen Humor bis zum sarkastischen Spott steigern, was in seinen Schriften nach dem Zeugnis seines Sohnes nicht selten in seiner „kriegerischen Schreibweise“ zum Ausdruck kam. „Sein Ideal, das Vaterland und die eng mit ihm verbundene wissenschaftliche Aufgabe, die er sich gestellt hatte, ließ ihn auch schwere Lasten als unvermeidlich tragen und an den häuslichen Sorgen fast wie ein Schlafwandler vorübergehen. Seine treuen Gehilfen waren seine Frau und sein eiserner Fleiß. Ja, Fleiß war eines der hauptsächlichen Kennzeichen seines Wesens, wie ich immer wieder betonen muß.“⁶⁰⁾ Daß Lindenschmits Gattin und die ganze Familie trotz des von

⁵⁸⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 1) 51.

⁵⁹⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 1) 10.

⁶⁰⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 1) 23.

seinem Sohn liebevoll geschilderten glücklichen Familienlebens der Lebensarbeit des Hausherrn manches Opfer bringen mußte, mag folgende Erinnerung des Sohnes bezeugen: „Wenige Jahre vor dem Tode meiner Mutter stand ich einst, schon im männlichen Alter, neben ihr am Fenster. Sie blickte lange über den Schloßplatz nach dem alten kurfürstlichen Palast, dessen rheinseitiger Flügel im Abendnebel wie ein riesenhafter Sarkophag herüber schaute und sagte: „Da drüben liegt viel Lebensfreude begraben.“⁶¹⁾

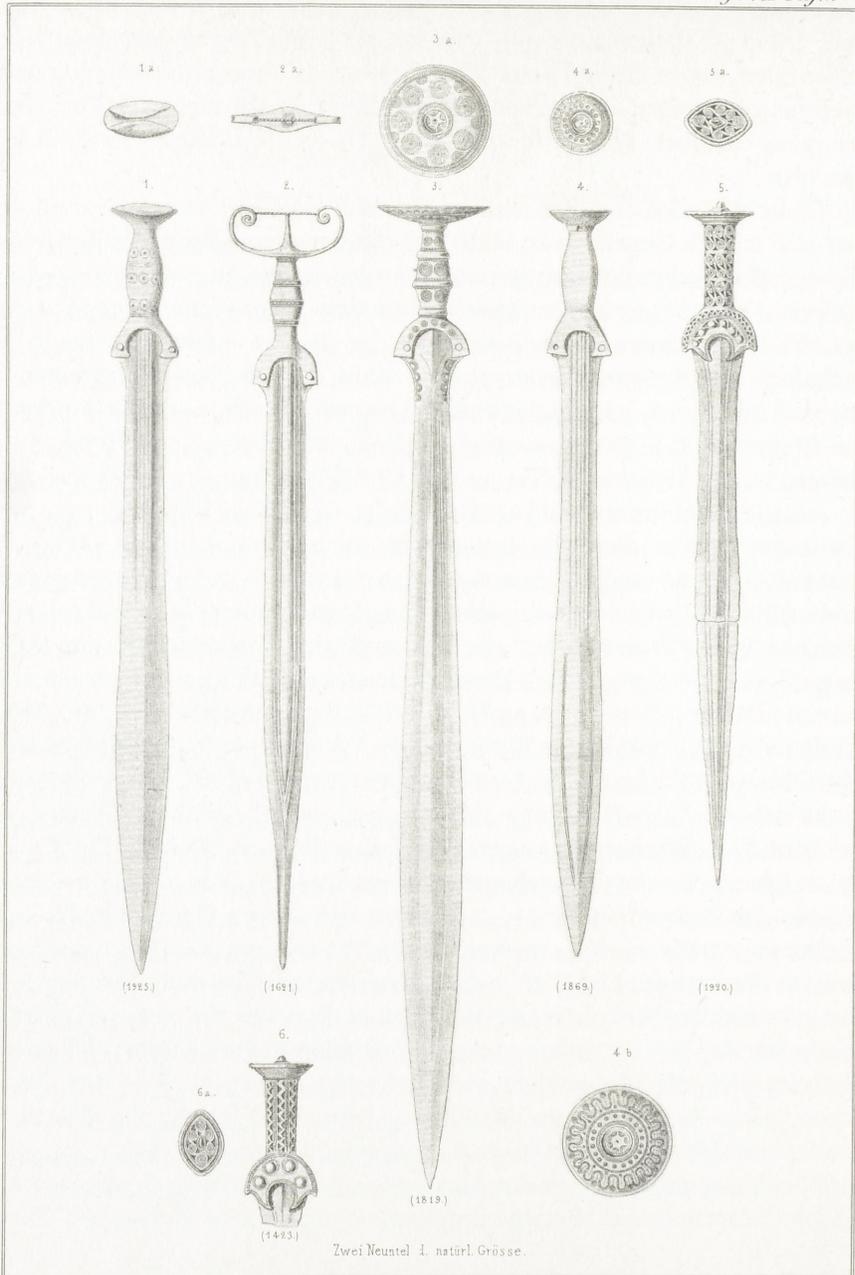
Die von Ludwig Lindenschmit erhaltenen Gemälde und Zeichnungen lassen deutlich erkennen, daß ihm im Gegensatz zu seinem phantasievolleren Bruder Wilhelm weniger am schwingvollen Pathos des künstlerischen Ausdrucks gelegen war, als vielmehr an der naturgetreuen Darstellung einer bestimmten Situation. Seine Werke zeigen Bestimmtheit der Linienführung, harmonische Abstufung der Farben und viel Freude an der gewissenhaften Ausarbeitung der einzelnen Details. Gerade diese Eigenheiten sollten Lindenschmit bei seinem wissenschaftlichen Lebenswerk sehr zustatten kommen. Die von ihm hergestellten Gipsabgüsse und Modelle sind ebenso meisterhaft, wie seine Zeichnungen in den Inventaren (Taf. 4) und Veröffentlichungen des Zentralmuseums sowie in seinen Notizbüchern (Taf. 5). Gemäß der wissenschaftlichen Bestimmung des Zentralmuseums, sollte dieses in erster Linie nicht eine Schausammlung für die Öffentlichkeit werden, sondern vielmehr eine systematisch aufgebaute Studiensammlung, in der alle wichtigen Funde aus den „römisch-germanischen Perioden der Vorzeit zu vergleichenden Studien vereinigt“ seien. Dem gleichen Ziel galt die Hauptpublikation des Museums, das Lieferungswerk ‚Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit‘ von dem 1858 der erste Band erschien (Abb. 3). Das Vorbild dieser Veröffentlichung (Abb. 4) ist ganz deutlich das 1854 erschienene Katalogwerk ‚Afbildninger fra Det Kgl. Museum for Nordiske Oldsager i Kjöbenhavn‘. Dem Ziel der reinen Materialvorlage entsprechend, beschränkt sich der erste Band der ‚Alterthümer‘ auf die bildliche Wiedergabe der Fundstücke und ihre Beschreibung sowie Angaben zu ihrer Auffindung. Das Einteilungsprinzip ist ebenfalls vom Kopenhagener Museum übernommen: Stein-, Erz- und Eisenperiode. Im Vorwort heißt es: „...halten wir uns im Ganzen an die bekannte Haupteinteilung, welche nach der vorzugsweisen Verwendung des Steins, des Erzes und des Eisens zu Werkzeugen und Waffen drei grosse Perioden aufstellt.“ Im zweiten Band (1870) ist jedoch eine erhebliche Veränderung zu beobachten: die ganze als zweckmäßig erkannte Anlage des Werkes sollte unverändert dieselbe bleiben, nur in der Bezeichnung der Tafeln ist jetzt jede Bezugnahme auf das System des Stein-, Erz- und Eisenalters aufgegeben. „Zur Rechtfertigung der Lösung jeder Verbindung mit diesem System genügt der Hinweis auf die wohl jetzt allgemein anerkannte Thatsache, dass der Gebrauch der Erzgeräthe diesseits der Alpen niemals ein durchaus allgemeiner war, und dass selbst die ausgedehntere Nutzung des Eisens die primitiven Waffen und Werkzeuge

⁶¹⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 1) 7.

SCHWERTER.
(Erz)

I. B.

Heft VII Taf. 2.



Röm. Germ. Centr. Museum.

Abb. 3 L. Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I (1858) Heft VII, Taf. 2.

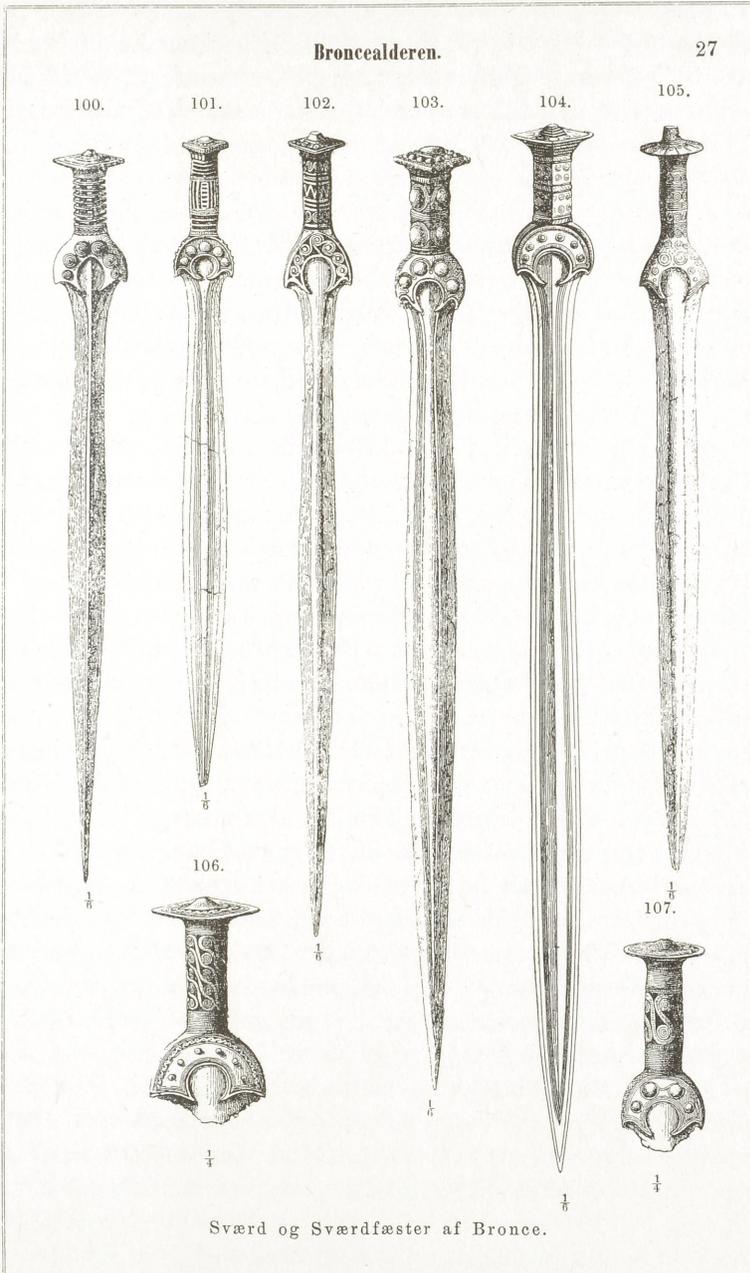


Abb. 4 J. J. A. Worsaae, Afbildninger fra Det Kongelige Museum for Nordiske Oldsager i Kjøbenhavn (1854) Taf. 27.

aus Stein, Knochen und hartem Holze nur allmählig verdrängen konnte. Eine systematische Eintheilung der Grabfunde nach dem Stoffe der Geräthe und Waffen verliert damit ihren Werth gerade für ihren wichtigsten Zweck, die Altersbestimmung der Funde, welche nach den zahllosen Mischungsverhältnissen und Uebergängen einzig und allein nur in dem Style und Charakter der Arbeiten und der Gesamterscheinung der alten Gräber zu suchen ist“ (Vorwort).

Lindenschmits Auseinandersetzung mit dem Dreiperiodensystem

Diese Sätze sind ein Ausdruck der Abwendung Lindenschmits vom Dreiperiodensystem und des Kampfes, den er sein Leben lang mit großer Leidenschaft gegen dessen allgemeine Geltung führte. Wenn er vom Ausgang dieser Kontroverse her gesehen auch als der Unterlegene erscheinen muß, so ist doch nicht zu vergessen, daß das Dreiperiodensystem zu seiner Zeit lediglich in der materialgemäßen Ordnung der Altertümer im Nationalmuseum zu Kopenhagen und einigen norddeutschen Sammlungen bestand, welche auf die damals bekannten süddeutschen Funde nicht unmittelbar zu übertragen war. Auf der anderen Seite waren Lindenschmits Beobachtungen, auf Grund deren er das Dreiperiodensystem nicht akzeptieren konnte, durchaus richtig. Erst eine jüngere, hauptsächlich durch O. Montelius und P. Reinecke vertretene Generation konnte die von beiden Seiten gemachten Beobachtungen miteinander in Einklang bringen und so das Bild des Dreiperiodensystems schaffen, welches uns heute noch als selbstverständlich erscheint.

Sowohl in Dänemark, als auch im nördlichen Deutschland hatte die Untersuchung vieler geschlossener Grabfunde ergeben, daß die Geräte, die in den „großen Stein-Grabkammern“ zu Tage kamen, fast ausschließlich aus Stein bestanden, während in den „Steinkisten“ und „mit Steinhäufen bedeckten kleinen Grabbehältern“ des „Verbrennungs-Zeitraumes“ Gegenstände aus Bronze lagen. Wieder andere „Grabkammern“ und „Grabhügel“ waren mit Beigaben aus Eisen ausgestattet. Aufgrund der regelmäßigen Wiederkehr dieser Fundbeobachtungen sprach der Direktor des Kgl. Nationalmuseums für Altertümer in Kopenhagen C. J. Thomsen (1788-1865) in dem ‚Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der Kgl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde‘ (Kopenhagen 1837) von einem Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter, eine Einteilung, die auch norddeutsche Gelehrte, besonders G. Chr. F. Lisch (1801-1883) in Schwerin, durch die Funde in ihrem Arbeitsgebiet bestätigt fanden. Hatte Thomsen sich in seinem gleichermaßen von patriotischem und wissenschaftlichem Geist getragenen ‚Leitfaden‘ auf eine erläuternde Beschreibung der Altertümer sowie der Grabformen des Stein-, Bronze- und Eisenzeitalters beschränkt, so versuchte sein späterer Amtsnachfolger als Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, J. J. A. Worsaae (1821-1885), die Altertümer der drei Zeitalter als Zeugnisse historischer Vorgänge zu begreifen,

welche er in seinem 1846 erschienen Büchlein ‚Die nationale Alterthumskunde in Deutschland‘ folgendermaßen zusammengefaßt hat: „Es ist demnach klar, daß im Steinalter nur die Küstenländer Europa’s von den oben gedachten vorhistorischen Volke bewohnt gewesen sind, und daß die Binnenländer erst im Bronzealter ihre Bewohner und zwar von verschiedenen Völkerstämmen erhielten. Die Bronzecultur hat aller Wahrscheinlichkeit nach nicht bloß einem einzelnen Volke, z.B. den Kelten, angehört, sondern ist verschiedenen Stämmen auf einer gewissen Stufe der Cultur, oder sowohl den Kelten, als den Griechen, Skythen, Germanen und Skandinaviern, gemein gewesen, welches auch durch die alten Nachrichten von den Griechen und Skythen sehr bekräftigt wird. In dem südlichen Deutschland können daher die bronzenen Sachen sehr gut keltische sein, aber im östlichen und nördlichen Deutschland gleichwohl germanische und slavische. Die Übereinstimmung der Formen und der Verzierungen läßt sich wohl am richtigsten dadurch erklären, daß sie die einfachsten und natürlichsten sind. So darf auch die Cultur des Eisenalters nicht als nur einem einzelnen Volke angehörig betrachtet werden; sie ist wahrscheinlich zuerst von Kelten im südlichen Deutschland gegründet, aber wurde offenbar später von den germanischen, skandinavischen und slavischen Völkern angenommen. In Mecklenburg kann man mit ziemlicher Sicherheit den Anfang des Eisenalters um die Zeit der Einwanderung slavischer Völkerschaften gegen Ende des fünften Jahrhunderts festsetzen.“⁶²⁾ Die Meinung, daß die verschiedenen Zeitalter verschiedenen Völkern zuzurechnen seien, hat Worsaae sein Leben lang beibehalten. Noch in der ‚Vorgeschichte des Nordens‘ (1878) hielt er es für wahrscheinlich, daß in der „älteren“ und „jüngeren“ Steinzeit zwei Völker in den Norden eingewandert seien, und daß die „Bronzecultur“ ein aus Asien – besonders aus Indien – ausgewandertes Volk in den Norden gebracht habe. Während in diesem Buch aber bereits die Vorstellung herrscht, daß die Eisenzeit im Mittelmeerraum schon im 9./8. Jahrhundert und in Mitteleuropa im 5./4. Jahrhundert v. Chr. begonnen habe und von dort in den Norden vorgedrungen sei, hatte Worsaae 1846 noch die Ansicht vertreten, daß die Eisenzeit im Norden – nach gewissen Übergangserscheinungen im 2./1. Jh. v. Chr. in Gallien – erst in den Jahrhunderten nach Christi Geburt begonnen habe. Bei seinem Besuch deutscher Museen, der seinem Büchlein von 1846 zugrunde lag, war Worsaae bereits deutlich aufgefallen, daß der archäologischen Forschung hier größere Schwierigkeiten entgegenstanden, als im Norden, weil hier nicht nur mit der Einwanderung von drei, höchstens vier Völkern wie in Skandinavien, sondern von erheblich mehr Völkerschaften zu rechnen sei. Südlich Thüringens schienen ihm außerdem Gräber der Steinzeit zu fehlen, weshalb er dieses Gebiet erst von der Bronzezeit an für besiedelt hielt. Endlich stellte Worsaae damals auch fest, daß in Mitteldeutschland Altertümer der Bronzezeit bei weitem nicht so zahlreich seien, wie in Norddeutschland und Skandinavien.

⁶²⁾ J. J. A. Worsaae, *Die nationale Alterthumskunde in Deutschland* (1846) 44f.

Lindenschmit hatte im Jahre 1852 das keltische Fürstengrab von Weißkirchen veröffentlicht⁶³). Da er damals die Bronzekanne für römisch hielt, aber klar erkannte, daß die Ornamentik der Weißkirchener Grabbeigaben sich deutlich von der der Grabfunde von Selzen unterschied, glaubte er, daß das Grab von Weißkirchen älter als jene sei und schrieb es einem Alamannen des 5. Jahrhunderts zu. Bereits in dem 1858 erschienen 1. Band der ‚Alterthümer‘ war ihm jedoch der enge Zusammenhang der Bronzekanne mit neuerdings veröffentlichten vorrömischen Kannen aus Italien klar geworden. Er erklärte die Kanne deshalb als etruskisches Importgut. Damit war seine feste Überzeugung begründet, daß die „Bronzeindustrie“ aus dem Mittelmeergebiet – hauptsächlich von den Etruskern – in den Raum nördlich der Alpen gekommen sei, wo das fremde Importgut hier und da eine lokale Nachahmung gefunden habe. Diese Hypothese untermauerte er durch Heranziehung von zahlreichen Nachrichten antiker Schriftsteller über Handelsbeziehungen zwischen Nord und Süd. Wichtig war ihm weiterhin, daß das Grab von Weißkirchen, ebenso wie zahlreiche andere Grabfunde in Süddeutschland, Bronze- und Eisengegenstände gleichzeitig enthielt, was einer klaren Trennung beider Materialgruppen, wie das nordische Fundmaterial ergab, zu widersprechen schien. In diesem Zusammenhang rief Lindenschmit auch Homer als Zeugen an, in dessen Gedichten bereits Gegenstände aus Erz gleichzeitig mit solchen aus Eisen erwähnt werden.

Zu diesen Beobachtungen kamen nun einige Überlegungen grundsätzlicher Art. In der allgemeinen Überzeugung der Zeit, daß alle Lebensprozesse sich in einer kontinuierlichen Entwicklung vollzögen, hielt Lindenschmit es für unmöglich, daß aus dem „vorzeitlichen Bildungszustand“ – sozusagen aus wilder Wurzel – so kunstreiche Gegenstände wie die der „Bronzekultur“ entstehen könnten. Ebenso heftigen Widerspruch erregte bei ihm die bereits von Worsaae geäußerte und besonders von Hans Hildebrand in seinem Buch ‚Das heidnische Zeitalter in Schweden‘ (1873) vertretene Meinung, das Nacheinander des Stein-, Bronze- und Eisentalers sei mit der Einwanderung verschiedener Völker zu erklären, besonders mit der von „Indogermanen“, die die Kunst der Bronzearbeitung aus dem Osten nach Nordeuropa gebracht hätten. War Lindenschmit demgegenüber doch der festen Überzeugung, daß die Germanen Ureinwohner Mitteleuropas seien, eine Hypothese, die sein Bruder Wilhelm bereits in seiner 1846 erschienen Schrift ‚Der Vorzeit Räthsel, oder: Sind die Deutschen eingewandert?‘ mit kämpferischem Temperament gegen die „Keltisten“ vertreten hatte. Als Lindenschmit 1858 die Museen in Kopenhagen und Schwerin besuchte, mußte er nach dem Studium der dortigen Altertümer „die vollkommen isolirte Stellung der Erzgeräthe, ihren fremdartigen Charakter und den Contrast, welchen sie gegen die Zeugnisse der Landescultur in den vorausgehenden und nachfolgenden Zeiten bieten,

⁶³) L. Lindenschmit, *Ein deutsches Hügelgrab aus der letzten Zeit des Heidenthums* (1852).

recht nachdrücklich zu andauernder Prüfung empfehlen⁶⁴). Da er sogar Ähnlichkeiten zwischen Bronzegefäßen des Nordens und „altitalischen Erzgefäßen im Rheinland“ feststellen zu können glaubte, erklärte er auch die im Norden gefundenen Bronzegegenstände als Importstücke aus dem Mittelmeergebiet, besonders aus Etrurien. „Die Einfuhr der Erzgeräthe südlicher Industrie, nebenher auch mancher Sitte und Unsitte, liegt jedenfalls näher, als die Uebertragung und Verpflanzung eines aus seinem Zusammenhange mit dem Kulturleben des Südens herausgerissenen Zweiges der Kunst und Technik nach dem fernen Norden.“⁶⁵)

Daß Lindenschmit die unterschiedliche Zeitstellung der von ihm miteinander verglichenen Funde noch nicht erkennen konnte, zeigt folgender Satz: „Die Dauer des Gebrauchs der Steinwaffen reicht bis in die Zeit der Römerkriege, wie es Steinäxte und Steinkeile in dem verschütteten Brunnen des Römischen Castrum zu Mainz neben den zerschlagenen Resten einer kolossalen Erzstatue bestätigen. Erst in den Gräbern der Franken zeigen sie sich vollständig durch Eisenwaffen ersetzt.“⁶⁶)

Im Alter erkannte Lindenschmit die Abfolge der drei Perioden wenigstens soweit an, daß er glaubte, sie habe sich während der Auseinandersetzungen zwischen Römern und Germanen vollzogen⁶⁷). „In dieser Weise gestaltet sich nach dem Zeugnis der Denkmale und der Tatsachen und Funde die Reihenfolge der Bildungsstufen. Allerdings schließt sich der Zeit nach das Erz an den Stein und nach beiden erscheint erst das Eisen in dem vollen Umfang seiner Bedeutung; aber dieses Verhältniss der Stoffe ist ein wesentlich anderes als jenes der bisherigen Auffassung und in vollster Uebereinstimmung zugleich mit den geschichtlichen Ueberlieferungen, welche die neueren Erklärungsversuche entweder einseitig und gezwungen benutzten oder ganz beseitigen zu können glaubten.“ Den Streit gegen die „Keltomanie“ hat Lindenschmit allerdings bis ins hohe Alter mit voller Leidenschaft fortgeführt. Noch in seinem Alterswerk, dem ‚Handbuch‘ (1880–1889), äußerte er sich mit bitterer Ironie gegen Heinrich Schreiber in Freiburg, der die Bronzezeit mit den Kelten in Verbindung gebracht hatte: „Im Ganzen erscheinen die Germanen als barbarische Eindringlinge und Unterdrücker einer fleissigen und gebildeten Bevölkerung, unzugänglich und unfähig für keltische wie später für römische Cultur. Die niedere Stufe ihrer eignen, obgleich kürzlich erst aus Asien mitgebrachten Bildung ergibt sich schon daraus, dass sie auf Acker und Weide, in Hof und Haus von den unterworfenen Kelten eingeführt wurden. Eine Sprache scheinen sie kaum gehabt zu

⁶⁴) L. Lindenschmit, *Entgegnung auf die vorstehenden Bemerkungen des Herrn Sophus Müller zu meiner „Beurteilung der nordischen Bronzecultur und des Dreiperiodensystems“*. *Archiv. Anthr.* 9, 1876, 144.

⁶⁵) L. Lindenschmit, *Die vaterländischen Alterthümer der Fürstlich Hohenzoller'schen Sammlungen zu Sigmaringen* (1860) 169.

⁶⁶) Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 65) 190.

⁶⁷) L. Lindenschmit, *Handbuch der Deutschen Alterthumskunde* 1. *Die Alterthümer der merovingischen Zeit* (1880–1889) 59. — Hierauf hat bereits H. Gummel in seinem verdienstvollen Buch *Forschungsgeschichte in Deutschland* (1938) hingewiesen.

haben, denn im ganzen Lande findet sich kaum ein Berg oder Hügel, Fluss oder Bach, Feld oder Thal, dem sie einen Namen zu geben im Stande waren, so dass ihnen die Kelten erst durch Mittheilung der nöthigen *copia verborum* sozusagen die Zunge lösen mussten. Und schreckliche Leute müssen sie gewesen sein, dass sie, obgleich von äußerst geringer Anzahl, wie man weiss, mit ihren Steinhämmern die Menge ihrer zahlreichen keltischen Hintersassen so in Respect und Angst versetzten, daß diese ihre ehernen Schwerter und Streitmeissel, früher der Schrecken des Welttheils, in die Erde vergruben und versteckten.“⁶⁸⁾

Überblickt man den hartnäckigen Streit um das Dreiperiodensystem im Ganzen, so darf man ihn wohl zu den tragischen Vorgängen rechnen, die den Weg jeder Wissenschaft bezeichnen: Daß Gelehrte mit ihrer ganzen Leidenschaft und all ihrem Wissen um Probleme ringen, für deren Lösung die Voraussetzungen noch nicht geschaffen sind. Gewiß war die Erkenntnis der drei Perioden im Norden durch viele geschlossene Grabfunde gesichert. Unbekannt aber war das typologische Verhältnis der nordischen Formen zu den in vieler Hinsicht anders gearteten Altertümern Süddeutschlands, die Ausbreitung und die Zeitstellung der Bronzefunde im Norden und Süden. Damit fehlten aber alle sachlichen Voraussetzungen für fruchtbare typologische und chronologische Diskussionen. Diese spielen deshalb in den Auseinandersetzungen auch auf beiden Seiten kaum eine Rolle. Wenn Lindenschmit etwa nordische Bronzegefäße mit „altitalischen Erzgefäßen im Rheinland“ vergleicht, zeigt das, mit welcher allgemeinen Übereinstimmungen er sich noch begnügte. Von erheblicher Bedeutung waren jedoch einige völlig entgegengesetzte Grundvorstellungen auf beiden Seiten: Im Norden erklärte man die Einteilung der Altertümer in drei Perioden – angeregt durch die von der Sprachwissenschaft geschaffene Hypothese einer indogermanischen Einwanderung in Mitteleuropa – als Hinterlassenschaften verschiedener eingewanderter Völker. Besonders gern brachte man mit einer solchen Einwanderung aus Asien die Entstehung der Bronzezeit in Verbindung. Wenn aber die Kenntnis der Bronze und ihrer Bearbeitung von den Indogermanen aus ihren Heimatländern in Asien – besonders in Indien – mitgebracht worden war, war ein unmittelbarer Zusammenhang der nordischen Bronzefunde mit denen des Mittelmeerraumes ausgeschlossen. Lindenschmit seinerseits fand das nordische „Dreiperiodensystem“ in den süddeutschen Funden keineswegs bestätigt. Die ihm aus Süddeutschland bekannten Importgegenstände aus dem Mittelmeerraum ließen ihm jedoch, ebenso wie die Nachrichten vieler antiker Schriftsteller, eine enge Verbindung zwischen den Gebieten südlich und nördlich der Alpen als gewiß erscheinen. Da er eine Einwanderung der Germanen aus Asien nach Mitteleuropa ebenso grundsätzlich ablehnte wie die Vorstellung, die Kunstentwicklung habe bereits in einer frühen „Bronzekultur“ einen Höhepunkt erreichen können, hielt er seine Argumente für die besseren und lehnte das Dreiperiodensystem rundweg ab.

⁶⁸⁾ Lindenschmit *a.a.O.* (Anm. 67) 41.

Verfolgt man die wortgewaltigen und wortreichen Auseinandersetzungen des Streites, so gewinnt man den Eindruck, daß allerdings die archäologische Begründung des Dreiperiodensystems im Norden gesichert, im süddeutschen Raum aber wirklich noch nicht anwendbar war. Beide Seiten setzten nun Meinungen gegen Meinungen, welche alle richtige Beobachtungen enthielten, denen aber die zu einer aussichtsreichen Diskussion notwendige Voraussetzung gemeinsamer Grundlagen fehlte.

Es hat den Anschein, daß auch der Streit um das Dreiperiodensystem von der für die Mitte des 19. Jahrhunderts bezeichnenden Verbindung gelehrter und vaterländischer Leidenschaften nicht unbeeinflußt geblieben ist. Friedrich Lisch, der das Dreiperiodensystem aufgrund eigener Forschungen in Mecklenburg vor den dänischen Gelehrten gefunden zu haben glaubte, schreibt im Jahre 1865⁶⁹⁾:

„Es ist im J. 1864 während des Krieges mit Dänemark von mehreren Seiten, namentlich von v. Ledebur zu Berlin, dem sich später Haßler zu Ulm angeschlossen hat, eine heftige, wie es scheint politische Opposition gegen das angeblich von den Dänen eingeführte sogenannte „System“ der Eintheilung der heidnischen Alterthümer nach der Stein-, Bronze- und Eisen-Periode geführt, und auch Lindenschmit zu Mainz hat fast gleichzeitig diese Eintheilung verworfen; ja es ist diese Unterscheidung als ein „von außen her octroyirtes, „mit „wahrer Aufdringlichkeit gepredigtes System“ bezeichnet, mit dem „Bestreben, ganz Deutschland zu danificiren!“ Ich für meinen Theil muß mich gegen diese, wie es mir scheint, aus irriger Auffassung entstandene Behauptung alles Ernstes verwahren, da ich in Deutschland dieses sogenannte System früher aufgestellt habe, als die Dänen, mit deren Forschern und Forschungen ich zur Zeit der Aufstellung des „Systems“ völlig unbekannt war, so wie diese wiederum die antiquarischen Zustände in Deutschland noch gar nicht kannten. Thomsen hat mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit und Vorsicht, aber auch mit Sicherheit, seine Ansicht zuerst vollständig ausgesprochen in dem kleinen Buche: „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, Kopenhagen, 1837,“ S. 57 flgd., welches Schuld an der angeblichen Danisirung sein soll; die Vorrede dieser deutschen Uebersetzung, welche Ledebur meint, ist vom November 1837 datirt. Dieselben Ansichten habe ich, nach der schwierigen und langwierigen Entdeckung der damals noch unbekanntenen Eisenperiode aus der Brandzeit, auf die es bei der Erkenntniß der Perioden vorzüglich ankommt, da sich die beiden andern Perioden von selbst leicht herausstellen, in dem großen Werke: „Friderico-Francisceum, Leipzig, 1837,“ ausgesprochen; die Vorrede ist nach Vollendung des Drucks (im J. 1836 und früher) vom Januar 1837 datirt. Schon am 27. Januar 1837 veröffentlichte ich diese meine fertigen Ansichten vorläufig und populär in den „Andeutungen über die altgermanischen und slavischen Alterthümer Meklenburgs“ im Schweriner Freimüthigen Abendblatt, 1837, Januar 27, Nr. 943 flgd., im Separat-Abdruck, Schwerin, 1837, und in den Jahrbüchern des Vereins für Meklenb. Geschichte, II, 1837, S. 132 flgd. Und bei der Stiftung dieses Vereins im April 1835 habe ich dessen bekannte Sammlungen nach diesem „System“ angelegt, wie sie noch heute zu sehen sind. Und zu allen diesen umfassenden Bestrebungen gehörten vorher doch wohl mehrere Jahre Forschungen und Arbeiten. Mir ist also in Deutschland kein dänisches System octroyirt und bin ich daher für Meklenburg, welches bekanntlich in Deutschland liegt, leider genöthigt, die Sünde der Erfindung dieses verhaßten „Systems“ auf mich zu nehmen. Freilich erschien die dänische Ausgabe des Leitfadens schon 1836 und die Grundzüge waren schon früher in dänischen Zeitschriften ausgesprochen, aber alle diese dänischen Schriften waren bis zum Erscheinen der deutschen

⁶⁹⁾ G. C. F. Lisch, *Pfahlbauten in Mecklenburg*
(1865) 7 Anm. 2.

Uebersetzung in Deutschland, sicher mir, völlig unbekannt. Die antiquarischen Studien sind in Meklenburg aber wenigstens eben so alt, als in Dänemark, sicher sind beide gleichzeitig und beide ganz unabhängig von einander. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich nicht stark genug bin, in der Wissenschaft eine Unterscheidung nach „von außen“ und innen anerkennen zu können; jedoch bekenne ich gerne, daß ich „von außen“ her, wenn man es so nennen will, namentlich im J. 1864, viel gelernt habe und daß der Krieg von 1864 nicht von Einfluß auf meine Gesinnung gegen den ehrwürdigen Thomsen gewesen ist, welcher in der Alterthumswissenschaft mehr wenigstens erfahren hat, als alle andern Studiengenossen.“

Erst in der auf Lindenschmit folgenden Generation war es möglich, vergleichende Untersuchungen an einzelnen Formen durchzuführen und dadurch klare Anhaltspunkte für die typologische und chronologische Ordnung der Altertümer im Norden und Süden zu gewinnen. Im Norden hat diesen Schritt hauptsächlich Oscar Montelius (1843-1921) getan, im Süden Paul Reinecke (1872-1958). Gewiß hat sich dabei die Grundordnung des Dreiperiodensystems für beide als richtig erwiesen. Aber auch Lindenschmits richtige Beobachtung, daß erhebliche Unterschiede zwischen dem nord- und mitteleuropäischen Fundgut bestehen und daß letzteres vielfältige Beziehungen zum Mittelmeerraum aufweist, war für die künftige Forschung von großer Bedeutung. Die Verschiedenheit der Bronze- und Eisenzeit in Nord- und Mitteleuropa ist gerade durch die Untersuchungen von Montelius und Reinecke hinreichend deutlich geworden. Wenn es ihnen möglich war, zu gesicherten chronologischen Ergebnissen zu kommen, so doch nur dadurch, daß sie das Fundmaterial aus dem Gebiet nördlich der Alpen zu dem des Mittelmeerraumes in Beziehung gebracht haben. Erst in ihrer Generation konnte man die von Lindenschmit und seinen Zeitgenossen noch als einheitliche Epoche betrachteten Abschnitte der Vorzeit, der Römerzeit und der Merowingerzeit in einzelne Abschnitte gliedern und dadurch neue Vorstellungen von deren zeitlicher Entwicklung, ihrem gegenseitigen Verhältnis und den wechselnden Kulturbeziehungen zwischen Nord und Süd gewinnen.

Der Streit um die Rengewei-Gravierungen von Thayngen

Noch eine zweite Kontroverse sollte die wissenschaftliche Leidenschaft des bereits 65jährigen Ludwig Lindenschmit tief erregen und ein weites Echo in der Gelehrtenwelt finden: der Streit um die Echtheit der Rengewei-Gravierungen aus dem Kesslerloch bei Thayngen⁷⁰⁾. Im Jahre 1874 hatte der Reallehrer Karl Merk im Kesslerloch Rengewei-

⁷⁰⁾ Ausführliche Darstellung der Kontroverse von K. Gerhardt, *Der Streit über die jungpaläolithischen Kunstwerke aus dem Kesslerloch bei Thayngen, Kanton Schaffhausen, und die Deutsche anthropologische Gesellschaft*. In: *Die Kultur der Eis-*

zeitjäger aus dem Kesslerloch und die Diskussion über ihre Kunst auf dem Anthropologenkongress in Konstanz 1877. Ausstellung im Rosgarten-Museum Konstanz aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Kongresses (1977) 17ff.

Bruchstücke mit Tiergravierungen ausgegraben und nach einer kurzen ersten Veröffentlichung 1875 in den ‚Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich‘ einen ‚Originalbericht des Entdeckers‘ gegeben. Diesem Bericht sind außer den von Merk ausgegrabenen Gravierungen zwei Gravierungen eines Fuchses und eines Bären beigefügt, in denen der damals 25jährige Sohn Lindenschmits Nachahmungen von Tierfiguren aus dem Jugendbuch ‚Die Thiergärten und Menagerien mit ihren Insassen‘ von H. Leutemann (1868) wiedererkannte. Wie im Streit um das Dreiperiodensystem, ging Lindenschmit auch bei der Auseinandersetzung um die Rengewei-Gravierungen von Thayngen von grundsätzlichen Erwägungen aus: „Schon früher habe ich in diesen Blättern darauf hingewiesen, dass Alles, was zwischen diesen vermeintlich ersten Versuchen von Darstellungen der Thierwelt und den Leistungen einer um Jahrtausende vorgeschrittenen Bildung liegt, nur den Charakter unbeholfenster Barbarei zeigt: Dass die Pferde der ältesten italischen Erzarbeit nicht besser als unsere Honigkuchenfiguren, dass die räthselhaften Fabelthiere der gallischen Münzen, die wunderbaren, nur aus Kopf und Händen bestehenden Reiterfiguren der germanischen Goldbracteaten, die scheusslich verzerrten, nur aus Schnörkeln construirten Zeichnungen der irischen Manuscripte, und die meisten Darstellungen aus weit späterer Zeit noch, eine wildphantastische, völlig willkürliche Auffassung, namentlich der Thierformen kundgeben. Diese gleichmäßig überall wahrnehmbare Verwilderung, dieser Rückschritt gerade nur in diesem einzigen Punkte bliebe umso unerklärlicher, als die gesammten übrigen Bildungszustände dieser späteren Zeiten, doch eine so unermessliche Ueberlegenheit zeigen im Vergleiche zu jenen der Troglodyten der Eis- und Renthierzeit.“⁷¹⁾ Mit grimmigem Vergnügen sah er durch die offensichtlichen Fälschungen von Thayngen seine grundsätzliche Ablehnung einer hochentwickelten Kunst bei den ‚Troglodyten der Eis- und Renthierzeit‘ bestätigt und führte mit bissiger Ironie, die er selbst als Scherz bezeichnete, mit einem ‚Überschuß an schwarzer Galle‘ (Gerhardt) die Merk’schen Entdeckungen ad absurdum, wobei er sogar vor gewissen Stilisierungen von Merks Darstellungen nicht zurückschreckte. Merk brachte im gleichen Band des ‚Archiv für Anthropologie‘ eine Erwiderung, in der der mit Recht tief verletzte Mann feststellte, daß die Fälschungen nicht aus seiner Grabung stammten und zwar mit seiner Billigung, letzten Endes aber auf Veranlassung der Herausgeber der ‚Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich‘ in seine Veröffentlichung aufgenommen worden seien. Der Arbeiter Martin Stamm, der an einer anderen Grabung im Kesslerloch mitarbeitete, hatte sie von einem Realschüler herstellen lassen, der das gleiche Buch besaß wie Lindenschmits Sohn, und sie dann den gelehrten Herren in Zürich zugespield, die im besten Glauben für ihre Veröffentlichung in Merks ‚Originalbericht‘ Sorge getragen hatten. Wenn Lindenschmit auch in einer Entgegnung

⁷¹⁾ L. Lindenschmit, *Über die Thierzeichnungen auf den Knochen der Thaynger Höhle. Archiv Anthr.* 9, 1876, 177.

diese Richtigstellung Merks zur Kenntnis nehmen mußte, so konnte sie ihn doch nicht von seiner grundsätzlichen Meinung abbringen: „An dieser hier ausgesprochenen Ueberzeugung, sowie an meinen Ansichten über die fraglichen Denkmale überhaupt, werden vor der Hand so wenig Erklärungen antiquarischer Vereine Etwas zu ändern vermögen, als Beschlüsse und Protocolle von Commissionen und Versammlungen aller Freunde und Bewunderer der Höhlenkunst.“⁷²⁾ Nachdem die Kontroverse die Gemüter in persönlicher und wissenschaftlicher Hinsicht zutiefst erregt hatte, stellte eine im September 1877 unter dem Vorsitz Rudolf Virchows in Konstanz veranstaltete Tagung der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“ die wirklichen Ergebnisse der Ausgrabungen im Kesslerloch zu Thayngen für die Wissenschaft fest, so daß sie seitdem ein festes Fundament der künftigen Forschung wurden.

In seinem Aufsatz ‚Dr. Hostmann und das nordische Bronzealter, zur Beleuchtung der Streitfrage‘ hatte Sophus Müller 1876 geschrieben: „Die Hauptdifferenz liegt darin, dass die nordische Archäologie in der Behandlung einer vorhistorischen Periode zuvörderst von den Alterthümern und Denkmälern ausgeht, während die Archäologen der Mainzer Schule ‚von den Verhältnissen der ältesten historischen Zeit ausgehend‘ die ‚Gesetze der Bildungsentwicklung‘ und ‚den naturgemäßen Zusammenhang‘ in vorhistorischer Zeit construieren und nur in so weit die Zeugnisse der Alterthümer benutzen, wenn sie mit diesen Voraussetzungen übereinstimmen.“⁷³⁾ Diese Feststellung bezeichnet richtig eine Eigenart von Lindenschmits wissenschaftlicher Arbeit, die Sophus Müller als Angehöriger einer jüngeren Generation deutlich erkannte. Lindenschmit war in einer Zeit aufgewachsen, in der ein idealisiertes Bild der vaterländischen Vorzeit die Gemüter bewegte. Das allmählich erwachende wissenschaftliche Denken versuchte, dieses Idealbild zu bestätigen und zu einem Fundament des nationalen Selbstbewußtseins zu machen. So wird man es Ludwig Lindenschmit und seinen Altersgenossen nicht verübeln dürfen, wenn sie bei der Beurteilung der Altertümer von der Konstruktion einer allgemeinen „Culturentwicklung“ ausgingen, nicht aber von der Eigenart einzelner Formen und deren Entwicklung. Erst deren präzise typologische und chronologische Analyse ermöglichte endlich eine Interpretation der Funde. Dieses Ziel aber konnte erst die nächste Generation erreichen, die im Norden beispielhaft durch Oscar Montelius, Sophus Müller, Bernhard Salin, in Mitteleuropa durch Otto Tischler, Paul Reinecke, Max Ebert und Josef Déchelette vertreten wird.

⁷²⁾ Entgegnung von L. Lindenschmit auf die im Namen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich von Herrn. Prof. J. J. Müller herausgegebene „Oeffentliche Erklärung“ über die bei

den Thaynger Höhlenfunden vorgekommene Fälschung. *Archiv. Anthr.* 10, 1878, 327.

⁷³⁾ S. Müller, *Archiv Anthr.* 9, 1876, 138.

Das Fortwirken von Lindenschmits Werk

Fragen wir nun zum Schluß, wie Lindenschmits Werk fortgewirkt hat und was er uns heute bedeutet. In der Erforschung des frühen Mittelalters, die von Anfang an im Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Interessen stand, ist er zu Ergebnissen gekommen, die auch heute noch zum Fundament unseres Wissens gehören. Gewiß hat Lindenschmit in seinem ‚Handbuch der deutschen Alterthumskunde – Erster Theil. Die Alterthümer der merovingischen Zeit (1880-1889)‘ eine zeitliche oder typologische Einteilung der Altertümer ebenso wenig versucht, wie etwa eine Auswertung der regionalen Verbreitung einzelner Formen. Sein Ziel war vielmehr, die „Alterthümer der merovingischen Zeit“ in ihrer Gesamtheit zu erfassen und mit den Angaben der historischen Überlieferung zu verbinden. Wenn er 1848 in der Vorrede zu dem ‚Germanischen Todtenlager bei Selzen‘ den Wunsch ausgesprochen hatte: „nun lasst uns in die Gräber steigen und die Ueberreste der Menschen selbst betrachten“, so hatte sich dieser für ihn am Ende seines Lebens erfüllt. Daß sein Werk eine Grundlage für die weitere Erforschung der frühmittelalterlichen Altertümer werden und damit ganz neue Zugänge zu den „dark ages“ erschließen sollte, konnte Lindenschmit noch kaum ahnen. Seine zunächst aus patriotischer Begeisterung entsprungene Beschäftigung mit dem vaterländischen Altertum hatte – ähnlich wie bei seinen älteren Zeitgenossen Jacob und Wilhelm Grimm oder J. F. Böhmer – in dessen wissenschaftlicher Erforschung ihr Ziel gefunden. Sein Handbuch hat bis heute seine fundamentale Bedeutung behalten. Es ist – wie mein Lehrer Hans Zeiß zu sagen pflegte – ein Werk, „das viele benützen und wenige zitieren“. Auch in der provinziäl-römischen Archäologie hat Lindenschmit besonders durch seine „Studien zur Tracht und Bewaffung des römischen Heeres“ Bleibendes geschaffen. Das von ihm anhand zahlreicher Funde rekonstruierte und ständig verbesserte Modell des „Römischen Legionärs“ (Taf. 6) hat bis heute den Weg in viele Bücher gefunden und die allgemeine Vorstellung bestimmt. In die Tiefe der „heidnischen Vorzeit“ vorzudringen und in ihr die Entstehung seines Volkes aufzuspüren, war ihm allerdings nicht vergönnt. Seine archäologischen Zeitbegriffe konnten sich nur schwer von den durch Caesar und Tacitus gesetzten Grenzen lösen. Von der „heidnischen Vorzeit“ hatte er nur sehr allgemeine Vorstellungen, die ihm vielfach – wie im Streit um das Dreiperiodensystem und um die Rengewei-Gravierungen von Thayngen – den unbefangenen Blick auf die Altertümer selbst verwehrten.

Seine Auffassung, daß die Epochen der heidnischen Vorzeit, der Römer- und Merowingerzeit Ganzheiten seien, kam auch in der Aufstellung seines Museums zum Ausdruck (Taf. 6). Auf der einen Seite wollte er wohl die Vielfalt der Formen – Schwerter, Lanzen, Werkzeuge, Gefäße – zeigen, auf der anderen Seite aber bemühte er sich, die einzelnen Epochen in künstlerisch komponierten Gruppen insgesamt darzustellen. Der Streit um das Dreiperiodensystem und die Rengewei-Gravierungen von Thayngen ist verhallt, die hart aufeinander prallenden Meinungen sind gesicherten Erkenntnissen

gewichen. Hier lebt Lindenschmits wissenschaftliche Arbeit mannigfach verwandelt in der heutigen Forschung fort, der er zu seinem Teil Wege in die zeitliche und historische Tiefe gewiesen hat, die er selbst nicht mehr gehen konnte. Auch die Form der Ausstellung des Zentralmuseums hat sich im Wechsel des allgemeinen Geschmacks und des Wissens vielfach gewandelt. Am folgenreichsten von Lindenschmits Wirken war die Tätigkeit, von der das Römisch-Germanische Zentralmuseum einst bei seiner Gründung seinen Ausgang genommen hat, die „Erstrebung einer möglichst vollständigen Vereinigung von Vergleichsmitteln alterthümlicher Gegenstände der germanischen und römischen Periode durch Zeichnung oder plastische Nachbildung zum Studium des klassischen Alterthums und der Urgeschichte unseres deutschen Vaterlandes“. Die von Lindenschmit allen Schwierigkeiten zum Trotz mit ebenso viel Sachkenntnis wie Beharrlichkeit aufgebauten systematischen Sammlungen getreuer Nachbildungen von wichtigen Funden, haben auch die Arbeit der folgenden Generationen nachhaltig gefördert. Das in den ‚Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit‘ veröffentlichte Fundmaterial wurde von allen Seiten eifrig benützt; die in der Mainzer Sammlung zusammengetragenen Nachbildungen dienten besonders auch als Grundlage für die Periodeneinteilung der Metallzeiten in der Zone nordwärts der Alpen, die Paul Reinecke erkannte, als er von 1897-1907 wissenschaftlicher Assistent am Römisch-Germanischen Zentralmuseum war. Lindenschmits Nachfolger, Karl Schumacher, der das Museum von 1901 bis 1927 leitete, hat nicht nur die Untersuchung einzelner Gruppen von Altertümern gefördert, sondern der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie in Deutschland ein neues Arbeitsgebiet erschlossen: die archäologische Siedlungskunde. Seine kulturgeschichtliche Betrachtungsweise fand nicht nur in seinen Veröffentlichungen, sondern auch in der Aufstellung des Zentralmuseums einen unmittelbaren Niederschlag, indem dieses neben der Darstellung einzelner vor- und frühgeschichtlicher Kulturen jetzt auch geschlossene Überblicke über einzelne Lebensbereiche der Vorzeit wie Schiffbau, Hausbau, Religion, Musik usw. gab. Damit wurde eine Sammlung von Altertümern – in Deutschland wohl zum ersten Mal – in eine kulturgeschichtliche Darstellung der Vorzeit verwandelt. Schumachers Neuaufstellung sollte sich bald auf die meisten Altertums-sammlungen in Deutschland auswirken. Die von ihm herausgegebenen ‚Kulturgeschichtlichen Wegweiser des RGZM‘ und sein dreibändiges Werk ‚Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande‘ sind heute noch meisterliche Werke. Schumachers Nachfolger Gustav Behrens, einem der gelehrtesten Antiquare seiner Zeit, bot die von ihm eifrig fortgeführte Sammlungstätigkeit die Voraussetzung zu seinen vielen kenntnisreichen Untersuchungen und Materialveröffentlichungen. Die Not der Zeit zwang das Zentralmuseum, die archäologische Denkmalpflege in Rheinhessen und Hessen-Starkenburg zu übernehmen, was seine Arbeitskraft stark beeinträchtigte. Trotzdem konnte G. Behrens in seiner Neuaufstellung vor dem Kriege weiträumige Überblicke über den damaligen Stand unseres Wissens geben, den er ständig durch wechselnde Sonderausstellungen zu bestimmten Themen ergänzte.

Diese kontinuierliche und gedeihliche Entwicklung wurde durch den Krieg jäh unterbrochen. Das Schloß wurde zerstört, die Bestände des Museums sowie die Bibliothek und die sonstigen Arbeitsmittel erlitten schlimme Schäden. Es war für das Museum schwer, sich von diesem Schlag zu erholen. Der Vorsitzende des Verwaltungsrates hat in seiner Begrüßung von diesen Schwierigkeiten gesprochen (s. S. 254ff.) und all denen gedankt, die ihren Beitrag zum Wiederaufbau des Museums geleistet haben. Neben Gustav Behrens und Gero von Merhart ist hier besonders mein verehrter Amtsvorgänger W. Fritz Volbach zu nennen. Ihm ist es vor allem zu danken, daß das Museum nach dem Kriege von den denkmalpflegerischen Aufgaben, die ihm zeitweise übertragen waren, befreit wurde und sich wieder ganz seinen ursprünglichen Aufgaben als Forschungsinstitut widmen konnte.

Als eine vaterländische und gelehrte Gründung ist das Römisch-Germanische Zentralmuseum vor 125 Jahren entstanden, als „die schwarz-rot-goldene Zeit“ vorübergerauscht war. Mit den Mitteln der Wissenschaft wollte es ein zuverlässiges Bild der vaterländischen Vergangenheit bieten und damit einen Beitrag zum nationalen Selbstbewußtsein leisten. Dieses Ziel, um das Lindenschmit und seine Zeitgenossen mit heißem Herzen gerungen haben, hat sich in einer Weise erweitert und verändert, die man bei der Gründung des Museums nicht ahnen konnte. Wie die einst in allen europäischen Ländern aus patriotischen Gründen entsprungene Erforschung des „vaterländischen Alterthums“, ist auch seine Arbeit in der internationalen Forschung unserer Zeit aufgegangen. Das Bild einer idealisierten Vorzeit, das Lindenschmit und seine das Altertum erforschenden Zeitgenossen ebenso finden wollten wie viele zeitgenössische Dichter, Musiker und bildende Künstler, hat sich nicht bestätigt. Die mit viel Mühe gesuchten festen Grenzen zwischen Germanen, Kelten und Slawen haben sich nicht gefunden. Statt dessen bietet sich unserem Auge aber das wogende Bild ferner Jahrhunderte und Jahrtausende, in denen Völker und Kulturen entstanden und vergingen. Sie alle bewegten in immer neuen Formen die großen Fragen nach dem Verhältnis des Menschen zu Gott und der Welt, die auch unser Leben noch bestimmen und uns damit unmittelbar mit der Vorzeit verbinden. Denn „der Geist hat Wandelbarkeit, aber nicht Vergänglichkeit“, sagt J. Burckhardt, welcher dieses geistige Kontinuum zu unserem höchsten geistigen Besitz zählte.

So denken wir an dem heutigen Festtag in großer Ehrerbietung vor allem des tapferen und allzeit mit allen Kräften bemühten Mannes, dem die Gründung des Museums vor 125 Jahren und sein Aufbau zu verdanken sind. An seinem Werk bestätigt sich ein Satz aus Alfred Lichtwarks Festrede zum 50-jährigen Jubiläum des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg⁷⁴): „Wie alles, was die Menschheit schafft, ist auch das historische

⁷⁴) Alfred Lichtwark, *Festrede*. In: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums* 1902, 52.

Museum durchaus nicht so sehr, wie es den Anschein haben kann, ein aus verstandesmäßiger Überlegung entstandenes Abstractum, sondern vielmehr aus dunklem Trieb und Drang geboren und im besten Falle mit ganzem Willen entwickelt worden“. Dank wissen wir auch all denen, die an dem großen Werk mit- und weitergearbeitet haben. Unser Kollegium ist sich der Aufgabe bewußt, die Idee, aus der heraus dieses Museum gegründet wurde, in einer unserer Zeit entsprechenden Form zu verwirklichen. Die erste Voraussetzung dazu aber ist die, daß wir all denen danken, die ihre Arbeit diesem Museum gewidmet und es uns mit neuen Zielen anvertraut haben. Ich möchte deshalb mit einem Wort aus Goethes ‚Italienischer Reise‘ schließen: „Ich finde es angenehm so wie pflichtmäßig, das Andenken eines Vorgängers zu feiern. Bin ich doch nur ein Vorfahre von künftigen Anderen, im Leben wie auf der Reise!“.